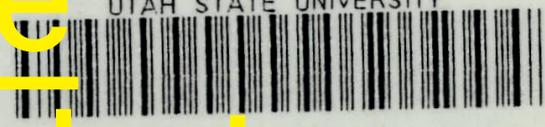


2
5
10

Free
Market
Solidarity
Fear

UTAH STATE UNIVERSITY



00212969 9

UTAH STATE UNIVERSITY
Merrill Library
DATE DUE

NO GRACE PERIOD

FEB 17 '88			
FEB 5 '88			
FEB 27 '90			
FEB 26 '90			
NOV 9 '90			
DEC 8 ...			
MAY 18 '93			
MAR 13 '96			
JAN 0 3 1997			
MAR 9 1997			
APR 0 6 2000			
APR 2 4 2000			
APR 2 6 2004			
FEB 2 7 2005			

Ian Bruff

Dispel the neoliberalism =
free markets assumption 6

Lisa Marie Münster

Das verunmöglichte
Werden 14

Damien Cahill

Fear, solidarity,
courage and the
war on education 20

Laura Bäumer

Lieber Küche als Fabrik –
Über das retronormative
Begehren arbeitender
Mütter 26

The Kesh people, who according to Ursula K. Le Guin “might be going to have lived a long, long time from now,” define wealth as the ability to give a lot without expecting an equivalent return. Today already, aside from purchases, contractually agreed upon services or strategic donations, one can give without expecting anything in return, relying instead upon indirect, mutual aid. What can emerge therefrom is gratitude—a force that does not guarantee but rather fosters social cohesion. It is a glue that holds a community together, in which contribution and reception are based on voluntary participation. If, though, I accept something not because I want it, but because I need it and no one else can give it to me, then I consent not with gratitude but with mistrust. In this instance, even if the giving is wrapped up as a gift, something can be demanded in return. For it was the giver who was rewarded—with power.

In *Free Market Solidarity Fear*, Ian Bruff dispels the common myth that neoliberalism has anything to do with free markets. Having removed this illusion, he sharpens the focus on monopolistic companies that, with political tailwind, take on the profitable task of providing welfare. Jumping on the nightmare bandwagon, Lisa Marie Münster takes us from economic theory to the real-life experience of students at today’s universities: flocks of academic sheep live out a lonely existence as registration numbers, waiting to be reborn as human capital in an alienated world. From within the same institution, Damien Cahill tells of an inherent latent fear of “restructuring”—which leads scholars to tailor their research “outputs” to the expectations of capital and to stay within the binaries of established worldviews so as not to offend anyone. For retronormative desires, such as those for a “proper” traditional family, are politically exploited in order to build an imaginary refuge from the daily uncertainties of neoliberalism. Such desires come to light in Laura Bäuml’s study of female factory workers—mothers who romanticize the long-eroded model of the male breadwinner and increasingly align themselves with right-wing politics rather than with trade unions.

Valerie Keller, Matthias Liechti

Free Market Solidarity Fear appears in dialogue with the exhibition *Grounds* by Marta Riniker-Radich, which took place at For from 03.05. to 21.06.2025.

Die Gemeinschaft der Kesh, die nach Ursula K. Le Guin „einst lang, lang nach unserer Zeit gelebt haben werden könnte“, versteht unter Reichtum den Zustand, viel geben zu können, ohne eine äquivalente Gegengabe zu erwarten. Bereits heute ist es möglich, abseits von Käufen, vertraglich geregelten Leistungen oder strategischem Schenken etwas zu geben, ohne eine Gegengabe zu erwarten, und auf indirekte, gegenseitige Hilfe zu vertrauen. Was daraus erwächst ist Dankbarkeit – eine Kraft, die sozialen Zusammenhalt nicht garantiert, sondern fördert. Sie bildet den Kitt einer Gemeinschaft, in der Einbringen und Annehmen freiwillig geschieht. Nehme ich hingegen etwas an, nicht weil ich es möchte, sondern weil ich es brauche und es mir niemand sonst geben kann, dann willige ich ein, ohne Dankbarkeit aber in Misstrauen. Denn jetzt können Gegenleistungen erzwungen werden, auch wenn die Gabe als Geschenk verpackt war. Denn beschenkt wurde die gebende Seite, und zwar mit Macht.

In *Free Market Solidarity Fear* räumt Ian Bruff mit dem gängigen Mythos auf, Neoliberalismus habe etwas mit freien Märkten zu tun. Diese Illusion aus dem Weg geräumt, schärft er den Blick auf monopolistische Unternehmen, die sich mit politischem Rückenwind der profitablen Aufgabe der Wohlfahrt widmen. Den alpträumhaften Fahrtwind nutzend, spült uns Lisa Marie Münster von der Wirtschaftstheorie in die konkrete Alltagserfahrung von Studierenden an heutigen Universitäten: Entmenschlichte Fachsoldat*innen eifern in ihrer einsamen Existenz als Matrikelnummer dem Ziel hinterher, in einer entfremdeten Welt als Arbeitskraft wiedergeboren zu werden. Aus derselben Institution berichtet Damien Cahill von einer latent immanenten Angst vor „Restrukturierung“: Forschende versehen ihre Research Outputs deshalb mit Kapitalvermehrungspotenzial und versuchen möglichst die Grenzen angestammter Weltbilder einzuhalten, um niemanden vor den Kopf zu stoßen. Denn die nostalgische Rückbesinnung auf angestammte und geordnete Strukturen wird politisch genutzt und gefördert, um einen imaginären Zufluchtsort vor alltäglichen Unsicherheiten des Neoliberalismus zu schaffen. Ein solches retronormatives Begehren findet schliesslich Ausdruck in Laura Bäumels Studie zu fabrikarbeitenden Müttern, die das längst erodierte Modell des männlichen Alleinverdieners romantisieren, und sich immer mehr mit rechter Politik denn mit Gewerkschaften solidarisieren.

Valerie Keller, Matthias Liechti

Free Market Solidarity Fear steht im Dialog mit der Ausstellung *Grounds* von Marta Riniker-Radich, die von 03.05. bis 21.06.2025 im For stattfand.

Dispel the neoliberalism
= free markets
assumption

Widerlegung der Annahme
Neoliberalismus
= freie Märkte

Ian Bruff

6

In akademischen, intellektuellen und politischen Kreisen herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass das Wesen des Neoliberalismus in der Verpflichtung zu freien Märkten besteht. Alles ergibt sich aus diesem Ausgangspunkt, was bedeutet, dass andere Aspekte der neoliberalen Weltanschauung – wie ein schlanker Staat und individuelle Freiheiten – durch freie Märkte verwirklicht werden sollen. Mit anderen Worten: Wenn der Staat unangenehm gross wird und die individuellen Freiheiten zunehmend eingeschränkt werden, können wir davon ausgehen, dass es keine freien Märkte gibt oder dass diese bedroht sind.

Freie Märkte – das ist es, was der Neoliberalismus wertschätzt, nicht wahr?

Das aktuelle Jahrzehnt begann mit einer globalen Pandemie, die zu einem massiven staatlichen Aktivismus in vielfältigen Bereichen führte, insbesondere aber zu Einschränkungen der individuellen Freiheiten. Dies überschnitt sich mit und verstärkte die erneute Diskussion über eine Rolle des Staates bei der Förderung eines „grünen“ Kapitalismus, um den „Netto-Null“-Zielen entgegenzukommen. Und in jüngster Zeit erleben wir die Allianz eines US-Präsidenten mit Big Tech-Unternehmen und Leitfiguren wie Elon Musk, wobei das Interesse eher auf dem willkürlichen als rechtmässigen Einsatz von politischer Macht liegt (eines der Hauptziele von DOGE ist eindeutig, Bundesangestellte durch KI zu ersetzen, was „zufälligerweise“ den Big Tech-Unternehmen zugutekommt, die bei Trumps Amtseinführung zugegen waren).

Der Neoliberalismus scheint also auf dem Rückzug, oder vielleicht schon tot zu sein. Doch was veranlasst Menschen zu dieser Schlussfolgerung? Das mag daran liegen, dass sie eine Welt sehen, und in einer Welt leben, die sich immer weiter von der neoliberalen Betonung freier Märkte, eines kleinen, in seinen Befugnissen begrenzten Nationalstaats und individueller Freiheiten entfernt.

Das ist es, was der Neoliberalismus wertschätzt, nicht wahr? Nein... das ist nicht das, was der Neoliberalismus wertschätzt.

There is a strong consensus in academic, intellectual and policy circles that the essence of neoliberalism is a commitment to free markets. Everything flows from this starting point, meaning that other aspects of the neoliberal worldview—such as a small state and individual liberties—are to be realised through free markets. In other words, if the state becomes uncomfortably large, and if individual liberties are increasingly restricted, then we can assume that free markets either do not exist or are under threat.

Free markets...this is what neoliberalism valorises, isn't it?

The current decade began with a global pandemic, which led to massive levels of state activism in a range of areas but especially regarding the restriction of individual liberties. This overlapped with, and amplified, renewed talk of a role for the state in promoting “green” capitalism as part of the move towards “net zero” goals. And more recently, we witness the alliance of a US President interested in the use of arbitrary rather than lawful political power in conjunction with Big Tech corporations and leaders such as Elon Musk (one of DOGE’s main goals is clearly to replace federal workers with AI, “coincidentally” to the benefit of the Big Tech corporations who were represented at Trump’s inauguration).

Neoliberalism is thus apparently on the decline, or might already be dead. But what leads people to draw this conclusion? Arguably it is because they see, and live in, a world which is increasingly distant from the neoliberal emphasis on free markets, a small national state that is limited in its powers, and individual liberties.

This is what neoliberalism valorises, isn't it? No...this is not what neoliberalism valorises.

It is not surprising that, over the decades, we have taken for granted repeated neoliberal rhetoric about free markets—take, for instance, even the titles of books such as *Capitalism and Freedom* by Milton Friedman.¹ But we need to understand the context in which neoliberalism emerged, in the 1930s. Guided by the perception of a threat to “civilisation” by the socialist menace from without—global communism—and from within—trade unions, social democratic parties, and welfare programmes—neoliberal intellectuals such as Friedrich Hayek argued, from the beginning, that they were in favour of the freedom and autonomy that free markets were best-placed to deliver.

7

Es überrascht nicht, dass wir im Laufe der Jahrzehnte die wiederholte neoliberale Rhetorik über freie Märkte als selbstverständlich hingenommen haben – man denke nur an die Titel von Büchern wie *Capitalism and Freedom* von Milton Friedman.¹ Aber wir müssen den Kontext verstehen, in dem der Neoliberalismus in den 1930er Jahren entstanden ist. Geleitet von der empfundenen Bedrohung der „Zivilisation“ durch die sozialistische Gefahr von aussen – dem globalen Kommunismus – und von innen – Gewerkschaften, sozialdemokratische Parteien und Wohlfahrtsprogramme – argumentierten neoliberale Intellektuelle wie Friedrich Hayek von Anfang an, dass sie die Freiheit und Autonomie befürworteten, die freie Märkte am ehesten bieten könnten.

Was aber ist aus neoliberaler Sicht mit Freiheit und Autonomie gemeint?

Eine nähere Betrachtung der Originaltexte kanonischer Intellektueller wie Hayek, Friedman und Wilhelm Röpke (Vertreter der österreichischen, der Chicagoer und der ordoliberalen Schule neoliberalen Denkens) zeigt, dass der wahre Neoliberalismus seit Jahrzehnten ebenso öffentlich wie versteckt ist. Viele der wichtigsten Texte sind schon seit ihrer Veröffentlichung durchgehend öffentlich zugänglich. Einige sind frei zum Download verfügbar. Was können wir also aus dieser näheren Betrachtung schliessen?

Der Kern des Neoliberalismus ist seine Billigung monopolistischer Konzerne – und *nicht* freier Märkte.

Die vermeintlichen Bedrohungen der Zivilisation wurden so sehr gefürchtet, dass die Rhetorik des „freien Marktes“ in Wirklichkeit die Unterstützung von Monopolunternehmen bedeutete. Dies variierte in den verschiedenen neoliberalen Denkschulen, aber nur bis zu einem gewissen Grad – monopolistische Unternehmen werden als Beispiele für unternehmerischen Erfolg gefeiert (Österreichische Schule), als Beispiele für die effizientesten Marktakteure unterstützt (Chicagoer Schule) und etwas zögerlicher, aber doch entschieden als das beste Mittel zur Gewährleistung geordneter Märkte bejaht (Ordoliberalismus). Um einige Beispiele von Seiten der Neoliberalen selbst zu nennen:²

8

But what, for neoliberals, is meant by freedom and autonomy?

A closer examination of the original texts authored by canonical intellectuals such as Hayek, Friedman and Wilhelm Röpke (representing the Austrian, Chicago and Ordoliberal schools of neoliberal thought), reveals that the real neoliberalism has been hiding in plain sight for decades. Many of the most important texts have, in many cases, been publicly available for the entirety of the time since they were published. Some are freely available for download. So what can we conclude from this closer examination?

At the core of neoliberalism is its endorsement of monopolistic corporations—*not* of free markets.

The perceived threats to civilisation were so strongly feared that “free market” rhetoric actually meant, in reality, support for corporate monopoly. This varied across the different schools of neoliberal thought, but only to a degree—monopolistic corporations are celebrated as examples of entrepreneurial success (Austrian), supported as instances of market actors at their most efficient (Chicago), and more hesitantly but decisively affirmed as the best means of guaranteeing orderly markets (Ordoliberal). Here are a few examples from the neoliberals themselves²:

Even in situations of irrefutable corporate monopoly, “the situation is different where governments have deliberately fostered the growth of monopoly and even failed to perform the primary function of government...as they have been doing for a long time in the field of labor.”³ Therefore, only non-corporate types of monopoly are judged harshly.

We are asked to imagine, without any evidence or real explanation, that a company acts in the same way regardless of whether it is a small new firm or a dominant monopolist. As Friedman claims, “there is no inconsistency in regarding the same firm as if it were a perfect competitor for one problem, and a monopolist for another.”⁴ As such, there is apparently no way of assessing corporate monopoly as potentially negative.

But there *is* a clear way of assessing other possible sources of monopoly power. Trade unions are the “strongest and most dangerous bastion of social and economic power...[which] works with the whole arsenal of monopoly power...[with] all-pervading effects.”⁵ Hence, certain types of monopoly are the problem only when certain types of organisation are involved.

Selbst angesichts eines unwiderlegbaren Unternehmensmonopols, so Hayek, „sei die Situation eine andere, wenn Regierungen das Wachstum von Monopolen bewusst gefördert und sogar die primäre Funktion des Staates nicht erfüllt haben... wie es im Bereich der Arbeit seit langem der Fall ist“.³ Daher werden nur nicht-unternehmerische Arten von Monopolen harsch bewertet.

Wir sollen uns ohne jegliche Beweise oder wirkliche Erklärung vorstellen, dass ein Unternehmen sich immer gleich verhält, unabhängig davon, ob es sich um ein kleines, junges Unternehmen oder ein marktbeherrschendes Monopol handelt. Wie Friedman behauptet sei es „nicht widersprüchlich, dasselbe Unternehmen als perfekten Wettbewerber für ein Problem und als Monopolisten für ein anderes zu betrachten.“⁴ Daher gibt es anscheinend keine Möglichkeit, ein Unternehmensmonopol als potentiell negativ zu bewerten.

Doch es *gibt* eine klare Methode, um andere mögliche Quellen von Monopolmacht zu bewerten. Gewerkschaften seien, so Röpke, „die stärkste und gefährlichste Bastion sozialer und wirtschaftlicher Macht, die mit dem gesamten Arsenal der Monopolmacht arbeitet, und dies mit allen durchdringenden Auswirkungen.“⁵ Daher sind bestimmte Arten von Monopolen nur dann ein Problem, wenn bestimmte Arten von Organisationen involviert sind.

Diese Verdeutlichung der unternehmensfreundlichen Weltanschauung des Neoliberalismus ermöglicht einen schärferen Blick auf die Verurteilung von Monopolen, die als Folge staatlicher und/oder gewerkschaftlicher Massnahmen angesehen werden, im Gegensatz zu den oft sehr positiven Aussagen zu Monopolen, die als Folge unternehmerischer Massnahmen angesehen werden.

Wenn der Neoliberalismus somit monopolistische Unternehmen und nicht freie Märkte fördert, was bedeutet dies dann für die „stromabwärts“ gelegenen Bereiche des Staates und des Alltagslebens für uns alle? Was steht politisch und gesellschaftlich auf dem Spiel? Politisch gesehen waren Neoliberale nie gegen den Staat – sie waren gegen *bestimmte Arten* von Staat. Wie Hayek in *The Constitution of Liberty* argumentierte, sei der Charakter und nicht das Ausmass der staatlichen Aktivitäten von Bedeutung.⁶ Am wichtigsten war ihnen der Wunsch, politische Institutionen vor demokratischem Druck zu schützen, um die Autonomie und Freiheit von Unternehmen zu schützen, Marktmacht zu monopolisieren.

In neoliberalen Texten wird eine „vollständige“ Definition von Demokratie immer wieder als existenzielle Bedrohung für die Zivilisation dargestellt, wobei höchstens eine stark eingeschränkte Form der Demokratie möglich ist – beispielsweise Parlamente, die durch verfassungsrechtliche Regeln eingeschränkt sind, die für sie immer unerreichbar bleiben. Eine solche Apokalypik war zu manchen Zeiten ein bestimmendes Merkmal des Neoliberalismus: Eine vollständig demokratische Gesellschaft würde die „Zivilisation“ bedrohen, indem sie beispielsweise versucht, die mit der Vorherrschaft der Unternehmen verbundenen Ungleichheiten zu mildern oder zu beseitigen – beispielsweise durch mächtige Gewerkschaften und Arbeiter*innenparteien, umfangreiche Wohlfahrtsprogramme oder eine strenge

even social democracy—a political programme dedicated to humanising capitalism rather than overthrowing it—is understood as inevitably paving the way to a communist dystopia. Not for nothing did

This clarification of neoliberalism’s pro-corporation worldview offers a sharper gaze to be cast on the condemnations of monopoly that are judged to stem from state and/or trade union action, as juxtaposed with the rather different, and often very positive, statements on monopoly that are judged to stem from corporate action.

Therefore, if neoliberalism valorises monopolistic corporations and not free markets, what does this mean for the “downstream” domains of the state and everyday life for all of us? What is at stake, in political and societal terms? Politically, neoliberals were never against the state—they were opposed to *certain types* of state. As Hayek argued in *The Constitution of Liberty*, “it is the character rather than the volume of government activity that is important.”⁶ Most significant for them has been the desire to insulate political institutions from democratic pressures, so as to protect the autonomy and freedom of corporations to monopolise market power.

Time and again in neoliberal texts, a “full” definition of democracy is portrayed as an existential threat to civilisation, with at most a highly restrictive form of democracy being possible—for instance, legislatures constrained by constitutional rules that are forever out of reach. Such apocalypticism has sometimes been a defining feature of neoliberalism: a fully democratic society would threaten “civilisation” through, for example, seeking to remedy or eliminate the inequalities inherent to corporate domination—such as via powerful trade unions and labour parties, expansive welfare programmes, or strong state regulation regarding monopolies. In consequence,

9

Hayek claim in the 1970s that “the prevailing belief in ‘social justice’ is at present probably the gravest threat to most other values of a free civilization,”⁷ or Röpke argue in the late 1950s that the post-1945 welfare state “must degenerate into an institution which fosters moral disintegration and prepares its own eventual doom.”⁸

Yet there is more: neoliberals also advocated a transformation of the state’s social contract with society. This meant that public services and even welfare programmes were not necessarily the problem for neoliberals: the issue was how they were to be organised and delivered. Therefore, they sought the recomposition of “the public” in two ways: (i) contract out as much as possible to large corporations, enabling them to extract value from “the public” in the name of profit while simultaneously delivering (often badly) the “social” goods;⁹ (ii) where contracting was not possible due to smaller opportunities for value extraction, promote voluntary, charitable work in wider society, where communities and groups engage in unpaid labour to provide services and programmes which had previously been delivered by the state.¹⁰

This is what underlies banal terms such as “public-private partnerships” (PPP). These are often presented in a “win-win” manner: national and local states contract out various tasks to private companies, and these corporations cover upfront costs (for example, construction of buildings and roads) in return for annual payments from the state over a fixed number of years. “We” benefit because “the public” receives investment that budget constraints might have made impossible; and private companies benefit from guaranteed returns on their capital investments and from the credibility accrued from providing a public service. In reality, large companies enjoy considerable and sustained profits due to the significant gap between the cost of their investments and the total payments that accrue from the state; they enjoy legal protections which usually make it possible for them to walk away from their obligations, leaving the state to pick up the bill; and there is normally a relative absence of democratic oversight due to “commercial confidentiality” clauses.¹¹

Turning to wider society, we now understand that neoliberals view individual liberty in terms of submission to monopolistic corporate power and to the transformed state which is imbricated with this power. Society therefore has the “freedom” and “autonomy” to deplete itself in the exhausting process of reproducing some of

staatliche Regulierung in Bezug auf Monopole. Folglich wird selbst die Sozialdemokratie – ein politisches Programm, das den Kapitalismus nicht stürzen, sondern humanisieren will – als unvermeidlicher Wegbereiter einer kommunistischen Dystopie verstanden. Nicht umsonst behauptete Hayek in den 1970er Jahren, dass der vorherrschende Glaube an „soziale Gerechtigkeit“ derzeit wahrscheinlich die grösste Bedrohung für die meisten anderen Werte einer freien Zivilisation darstelle,⁷ nicht umsonst argumentierte Röpke Ende der 1950er Jahre, dass der Wohlfahrtsstaat nach 1945 zu einer Institution verkommen müsse, die den moralischen Verfall fördere und letztlich ihren eigenen Untergang vorbereite.⁸

Doch das ist noch nicht alles: Neoliberale befürworteten auch eine Umgestaltung des Vertrags zwischen Staat und Gesellschaft. Das bedeutete, dass öffentliche Dienstleistungen und sogar Wohlfahrtsprogramme für Neoliberale nicht unbedingt das Problem darstellten: Der Punkt war, wie sie organisiert und bereitgestellt werden sollten. Daher strebten sie eine Neuzusammensetzung der „Öffentlichkeit“ auf zwei Arten an: (i) so viel wie möglich an grosse Unternehmen auszulagern damit diese im Namen des Profits Wert aus der „Öffentlichkeit“ schöpfen und gleichzeitig (und oft schlecht) die „sozialen“ Güter bereitstellen können;⁹ (ii) dort, wo eine Auslagerung aufgrund geringerer Möglichkeiten zur Wertschöpfung nicht möglich war, freiwillige, gemeinnützige Arbeit in der Gesellschaft zu fördern, bei der sich Gemeinschaften und Gruppen unbezahlt engagieren, um Dienstleistungen und Programme bereitzustellen, die zuvor vom Staat erbracht wurden.¹⁰

Dies ist der Hintergrund für banale Begriffe wie „öffentlich-private Partnerschaften“ (*public-private partnerships*, PPP). Diese werden oft als „Win-Win-Situation“ dargestellt: Nationale und lokale Regierungen vergeben verschiedene Aufgaben an Privatunternehmen, und diese Unternehmen übernehmen die Investitionskosten (z. B. für den Bau von Gebäuden und Strassen) und erhalten dafür über einen festgelegten Zeitraum jährliche Zahlungen vom Staat. „Wir“ profitieren davon, weil „die Öffentlichkeit“ Investitionen erhält, die aufgrund von Budgetbeschränkungen unter Umständen nicht möglich gewesen wären; und Privatunternehmen profitieren von garantierten Renditen auf ihre Kapitalinvestitionen und von der Glaubwürdigkeit, die sie durch die Bereitstellung öffentlicher Dienstleistungen erlangen. In Wirklichkeit erzielen grosse Unternehmen aufgrund der erheblichen Differenz zwischen den Kosten ihrer Investitionen und

the conditions of our lives, condemned merely to exist in this hostile environment. Anything more than this—such as democratic control over corporations and the state in the name of social justice—is to be deferred to a future that is never arrived at.

The coercive, non-democratic and unequal reorganisation of society... this is what neoliberalism valorises. Project 2025, anyone?

What are the consequences of the above reconstruction of neoliberalism’s essence, especially for those of us interested in the possibilities for a different future? The first is that we recognise it is actually *critics* of neoliberalism that associate it with free markets—not neoliberals. By taking at face value neoliberal rhetoric in especially more “public-political” books such as *Capitalism and Freedom*, it is assumed that the fight against neoliberalism is synonymous with the

struggle against free markets.¹² But as already shown, the neoliberalism/free markets connection is a myth which needs to be vanquished. However, there is a further implication: unlike some contemporary interpretations of the word “myth,” which imply that all we need to do is “remove the mask” and all will be fine, we should instead reflect on the power of myth-making. This power lies in the capacities to mobilise *and* demobilise us in certain ways. For instance, every time a politician of the (far) right—Trump, Putin, you name it—says something critical about free markets, supporters of more progressive politics are on the back foot. How else could it be, if everyone seems to be in agreement about the need to limit and constrain markets? Why should we be surprised if some parts of society support these (far) right leaders?

Secondly, we ought to stop romanticising the state and associated political institutions, which stems from the above misreading of neoliberalism. Instead, they are part of the problem because neoliberalism is not concerned with free markets. The state therefore needs to be challenged rather than relied upon to deliver the public/social goods like infrastructure, welfare, etc. We have often been guilty of seeing law

den Gesamtzahlungen, die vom Staat geleistet werden, beträchtliche und nachhaltige Gewinne. Sie geniessen rechtlichen Schutz, der es ihnen in der Regel ermöglicht, sich ihren Verpflichtungen zu entziehen, sodass der Staat die Rechnung begleichen muss. Und aufgrund von „Geschäftsgeheimnis“-Klauseln gibt es normalerweise kaum demokratische Kontrolle.¹¹

Wenn wir uns der Gesellschaft im weiteren Sinne zuwenden, verstehen wir nun, dass Neoliberale die individuelle Freiheit als Unterwerfung unter die monopolistische Macht der Unternehmen und den transformierten Staat betrachten, der mit dieser Macht verflochten ist. Die Gesellschaft hat daher die „Freiheit“ und „Autonomie“, sich in dem anstrengenden Prozess der Reproduktion einiger der Bedingungen unseres Lebens zu erschöpfen, und sie ist dazu verdammt, in dieser feindlichen Umgebung nurmehr zu existieren. Alles, was darüber hinausgeht – wie die demokratische Kontrolle von Unternehmen und des Staates im Namen der sozialen Gerechtigkeit – wird auf eine Zukunft verschoben, die nie eintritt.

Die erzwungene, undemokratische und ungleiche Umstrukturierung der Gesellschaft... das ist es, was der Neoliberalismus verherrlicht. Projekt 2025, irgendetwas?

Welche Konsequenzen ergeben sich aus der obigen Rekonstruktion des Wesens des Neoliberalismus, insbesondere für diejenigen unter uns, die an den Möglichkeiten einer anderen Zukunft interessiert sind? Die erste ist, dass wir erkennen, dass es eigentlich die *Kritiker*innen* des Neoliberalismus sind, die ihn mit freien Märkten in Verbindung bringen – nicht die Neoliberalen. Wenn man die neoliberale Rhetorik, insbesondere in eher „öffentlich-politischen“ Büchern wie *Capitalism and Freedom* für bare Münze nimmt, wird davon ausgegangen, dass der Kampf gegen den Neoliberalismus gleichbedeutend mit dem Kampf gegen freie Märkte ist.¹² Aber wie bereits gezeigt ist die Verbindung zwischen Neoliberalismus und freien Märkten ein Mythos, der überwunden werden muss. Es gibt jedoch noch eine weitere Implikation: Im Gegensatz zu einigen zeitgenössischen Interpretationen des Wortes „Mythos“, die implizieren, dass wir nur „die Maske abnehmen“ müssen und dann alles gut wird, sollten wir stattdessen über die Macht der Mythenbildung nachdenken. Diese Macht liegt in der Fähigkeit, uns auf eine bestimmte Weise zu mobilisieren *und* zu demobilisieren. Zum Beispiel sind die Anhänger*innen einer progressiveren Politik jedes Mal in der Defensive, wenn eine Person der rechten bzw. rechtsextremen Politik – Trump, Putin, wer

and “social” institutions to be somehow neutral, ignoring in the process how they have often been central to, not resistant against, the rise of neoliberalism. This does not mean we should somehow abolish the state; more appropriate is to ask *what kind* of state we would like to see.¹³ After all, this is the question that neoliberals asked themselves.

Finally, there is the opportunity to fundamentally rethink what kind of state we want as well as what kind of society—the two must go together—because we can see more clearly nowadays what the

auch immer – etwas Kritisches über freie Märkte sagt. Wie könnte es auch anders sein, wenn alle sich einig zu sein scheinen, dass die Märkte begrenzt und eingeschränkt werden müssen? Warum sollten wir überrascht sein, wenn Teile der Gesellschaft diese rechten bzw. rechtsextremen Anführer*innen unterstützen?

Zweitens sollten wir aufhören, den Staat und die damit verbundenen politischen Institutionen zu romantisieren, was auf die oben genannte Fehlinterpretation des Neoliberalismus zurückzuführen ist. Stattdessen sind sie Teil des Problems, da es beim Neoliberalismus nicht um freie Märkte geht. Der Staat muss daher kritisch hinterfragt werden, anstatt sich auf ihn zu verlassen, wenn es um die Bereitstellung öffentlicher/sozialer Güter wie Infrastruktur, Wohlfahrt usw. geht. Wir haben uns oft der Annahme schuldig gemacht, dass Gesetze und „soziale“ Institutionen in gewisser Weise neutral sind und dabei ignoriert, dass sie oft eine zentrale Rolle beim Aufstieg des Neoliberalismus gespielt haben, statt sich dagegen zu stemmen. Das bedeutet nicht, dass wir den Staat in irgendeiner Weise abschaffen sollten; angemessener ist es zu fragen, *welche Art* von Staat wir sehen wollen.¹³ Schliesslich ist dies die Frage, die sich die Neoliberalen selbst gestellt haben.

Letztendlich besteht die Möglichkeit, grundlegend zu überdenken, welche Art von Staat wir wollen und welche Art von Gesellschaft – die beiden müssen Hand in Hand gehen –, denn wir können heute klarer erkennen, wie das Terrain aussieht und was wir dagegen tun können. Die Art und Weise, wie wir heute leben, ist nicht unvermeidlich, weil sie von feindlichen sozialen Kräften aktiv konstruiert wurde; unsere Lebensweisen könnten und sollten gerechter sein, wenn ein Weg gefunden werden kann, Staat und Gesellschaft auf neue, emanzipatorische Weise zu rekonstruieren. Wenn die grosse Kraft des neoliberalen Projekts in Theorie und Praxis darin bestand, unser Leben auf zwanghafte, undemokratische und ungleiche Weise neu zu gestalten, dann sollte die grosse Kraft eines emanzipatorischen Projekts in Theorie und Praxis darin bestehen, unser Leben im Namen von Gleichheit, Würde, Gerechtigkeit und Solidarität neu zu gestalten.

Der Neoliberalismus ist noch lange nicht tot – wir sind der ursprünglichen Version näher als je zuvor. Aber auch das Potential, dass die Dinge in einer Zukunft, die wir erreichen werden, anders sein könnten, ist noch lange nicht erledigt.

Ian Bruff arbeitet an der Universität Manchester, Grossbritannien. Er hat viel zu den Themen Neoliberalismus, kapitalistische Vielfalt, europäische Kapitalismen und Sozialtheorien veröffentlicht (und lehrt dazu). Jedes Jahr betreut er zahlreiche Bachelorarbeiten in der Politikwissenschaft, die sich auf künstlerische und kulturelle Themen stützen oder diese untersuchen.

terrain looks like, and thus what can be done about it. The way we live today is not inevitable because it has been actively constructed by hostile social forces; our modes of living could and should be more equitable if a way can be found to reconstruct state and society in new, emancipatory ways. If the great power of the neoliberal project, in thought and in practice, has been the attempted remaking of our lives in coercive, non-democratic and unequal ways, then the great power of an emancipatory project, in thought and in practice, ought to be the attempted remaking of our lives in the name of equality, dignity, justice and solidarity.

Neoliberalism is far from dead—we are closer than ever to the original vision. But also far from dead is the potential for things to be different, in a future that we do arrive at.

Ian Bruff works at the University of Manchester, UK. He has published widely (and teaches) on neoliberalism, capitalist diversity, European capitalism, and social theory, and supervises each year numerous undergraduate politics projects drawing on, or studying, artistic and cultural themes.

1 Friedman, M. 1982: *Capitalism and Freedom* (second edition), Chicago.
2 Für eine nähere Betrachtung siehe Bruff, I. 2024a: „Detaching, Neoliberalism“ from „Free Markets“: Monopolistic Corporations as Neoliberalism’s Ideal Market Form“, in: *Review of Social Economy*, <https://doi.org/10.1080/00346764.2024.2361156>. Die Argumentation basiert auf einer umfassenden Analyse von mehr als 150 neoliberalen Quellen – von langen Monographien bis zu kurzen Kapiteln – von denen 50 in dem Artikel zitiert werden.
3 Hayek, F. A. 1960: *The Constitution of Liberty*, London, 266.
4 Friedman, M. 1953: „The Methodology of Positive Economics“, in: M. Friedman: *Essays in Positive Economics*, Chicago, 36.
5 Röpke, W. 1960 [1958]: *A Humane Economy: The Social Framework of the Free Market* (trs. E. Henderson), Chicago, 31.
6 Hayek, F.A. 1960: *The Constitution of Liberty*, London, 222.
7 Hayek, F.A. 1982 [1976]: *Law, Legislation and Liberty: A New Statement of the Liberal Principles of Justice and Political Economy*, Vol. 2: *The Mirage of Social Justice*, London, 66–67. Dies nahm in einigen Demokratiekritiken der Chicagoer Schule eine stark rassistische Form an, insbesondere in den „Civil Rights“-Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg (wie auch in Röpkes Verteidigung der Apartheid in Südafrika). Siehe beispielsweise MacLean, N. 2017: *Democracy in Chains: The Deep History of the Radical Right’s Stealth Plan for America*, New York.
8 Röpke, W. 1960 [1958]: *A Humane Economy: The Social Framework of the Free Market* (trs. E. Henderson), Chicago, 165.
9 See Bruff, I. 2024b: „The Big Society’s Success in England: Neoliberalism as Recomposition of Public-institutional Spaces“, in: *Competition & Change*, <https://doi.org/10.1177/10245294241299659>. Zu den negativen Auswirkungen des Privatisierungsbooms in Afrika, insbesondere im Zusammenhang mit Versorgungsleistungen, siehe Ipka, S. 2025: „An Ocean of Gold but No Water to Drink“, in: *International Politics and Society*, 20. März, <https://www.ips-journal.eu/topics/economy-and-ecology/an-ocean-of-gold-but-no-water-to-drink-8172/>. Siehe auch die anhaltende Kontroverse um das Projekt *Stuttgart 21* in Deutschland.

10 Siehe Bruff 2024b für England. Die bekannteste Fallstudie zu einem Land hierzu sind die Vereinigten Staaten, wo gemeinnützige Arbeit (sei es durch Kirchen oder auf andere Weise) inzwischen so stark verankert ist, dass selbst Tafeln gezwungen sind, kommerziell geführt zu werden, um angesichts der Eingriffe von Unternehmen als funktionsfähige Organisationen zu überleben. Diese kommerzielle Ausrichtung stützt sich auf unbezahlte Arbeit und ist somit auf das „freiwillige“ Engagement sozial schwacher Gruppen angewiesen (siehe Lohnes, J. and Wilson, B. 2018: „Bailing Out the Food Banks? Hunger Relief, Food Waste, and Crisis in Central Appalachia“, in: *Environment and Planning A: Economy and Space*, 50:2, 350–69).
11 Zur Grenfell-Katastrophe in London und der mangelnden demokratischen Rechenschaftspflicht, die sie möglich machte, siehe Hodkinson, S. 2019: *Safe as Houses: Private Greed, Political Negligence and Housing Policy after Grenfell*, Manchester.
12 Siehe Bruff 2024a für eine Diskussion über die Unfähigkeit der Kritiker*innen, „Neoliberalismus“ von „freien Märkten“ zu trennen.
13 Bruff, I. 2019: „Overcoming the Allure of Neoliberalism’s Market Myth“, in: *South Atlantic Quarterly*, 118:2, 363–79.

1 Friedman, M. 1982: *Capitalism and Freedom* (second edition), Chicago.
2 For much more on this, see Bruff, I. 2024a: „Detaching ‘Neoliberalism’ from ‘Free Markets’: Monopolistic Corporations as Neoliberalism’s Ideal Market Form“, in: *Review of Social Economy*, <https://doi.org/10.1080/00346764.2024.2361156>. The argument is based on exhaustive analysis of more than 150 neoliberal sources—ranging from lengthy monographs to short chapters—of which 50 are cited in the article.
3 Hayek, F.A. 1960: *The Constitution of Liberty*, London, 266.
4 Friedman, M. 1953: „The Methodology of Positive Economics“ in: M. Friedman: *Essays in Positive Economics*, Chicago, 36.
5 Röpke, W. 1960 [1958]: *A Humane Economy: The Social Framework of the Free Market* (trs. E. Henderson), Chicago, 31.
6 Hayek, F.A. 1960: *The Constitution of Liberty*, London, 222.
7 Hayek, F.A. 1982 [1976]: *Law, Legislation and Liberty: A New Statement of the Liberal Principles of Justice and Political Economy*, Vol. 2: *The Mirage of Social Justice*, London, 66–67. This took a highly racialised form in some of the Chicago School’s critiques of democracy, especially during the “civil rights” decades after World War II (as it did in Röpke’s defence of apartheid in South Africa). See for example MacLean, N. 2017: *Democracy in Chains: The Deep History of the Radical Right’s Stealth Plan for America*, New York.
8 Röpke, W. 1960 [1958]: *A Humane Economy: The Social Framework of the Free Market* (trs. E. Henderson), Chicago, 165.
9 See Bruff, I. 2024b: „The Big Society’s Success in England: Neoliberalism as Recomposition of Public-institutional Spaces“, in: *Competition & Change*, <https://doi.org/10.1177/10245294241299659>. On the malign effects of the privatisation boom in Africa, especially regarding utilities: Ipka, S. 2025: „An Ocean of Gold but No Water to Drink“, in: *International Politics and Society*, 20 March, <https://www.ips-journal.eu/topics/economy-and-ecology/an-ocean-of-gold-but-no-water-to-drink-8172/>. See also the ongoing controversy surrounding the *Stuttgart 21* project in Germany.
10 See Bruff 2024b for England. The most well-known country case study for this is the United States, with charitable work (be it through churches or via other means) now so strongly entrenched that even food-banks are forced to be run commercially in order to survive as viable organisations in the face of corporate encroachment. This commercial orientation is centred on unpaid labour and thus relies on “voluntary” work sourced from socially depleted communities (see Lohnes, J. and Wilson, B. 2018: „Bailing Out the Food Banks? Hunger Relief, Food Waste, and Crisis in Central Appalachia“, in: *Environment and Planning A: Economy and Space*, 50:2, 350–69).
11 On the Grenfell disaster in London and the lack of democratic accountability which made it possible, see Hodkinson, S. 2019: *Safe as Houses: Private Greed, Political Negligence and Housing Policy after Grenfell*, Manchester.
12 See Bruff 2024a for a discussion of critics’ inability to detach “neoliberalism” from “free markets.”
13 Bruff, I. 2019: „Overcoming the Allure of Neoliberalism’s Market Myth“, in: *South Atlantic Quarterly*, 118:2, 363–79.

Das verunmöglichte Werden

The impossibility of becoming

Lisa Marie Münster

14

“I still want to be allowed to be here despite everything, to be able to be here as much as I want, as long as no one questions my presence, as long as no one knows about my circumstances and my history.”¹

“And quite a few give up because they get the impression that the institution of a university is not for them.”²

“It felt as if it was much easier for the students around me than it was for me.”³

Three people, three perspectives, one feeling: wrongness. The spaces where this feeling prevails are silent, their rules seem invisible and yet harsh on each individual. The place that houses them is sublime, inspiring fear through its very existence and demands. The people who fill it with their presence are young, insecure and often far away from where and how they grew up initially. It is no coincidence that the university, of all places, which proudly proclaims the promise of freedom, triggers a feeling of wrongness. It is a trick of neoliberalism to turn the places where we exist into places of alienation.

When the so-called Bologna reform began in 1999, fundamentally changing the way we study, neoliberalism had long since come to dominate our era. Educational institutions were just another world to be conquered and shaped according to its principles. Numbers moved into the walls of the university, transforming every action, every hour, and every person into a number—and handing us over to the forces of competition. Today, universities compete for students and prestigious lecturers, they rank themselves in league tables and advertise on posters in the subway. The structure of studies is modularized, seminars are bureaucratic and divided into blocks according to content. From the very first hour, every assignment is an exam, and a points system calculates the effort required for each course—30 hours for one credit point. The time spent at university has a limit called the standard period of study, which is tied to the money that is supposed to facilitate studying in the first place. Students, in turn, are customers of a service called education, which has only one goal: the labor market. Europe, a continent poor in raw materials, capitalized on what it had—the minds of its people. Following this logic, however, has been of little help—these minds have not brought about an economic miracle, but are struggling for their very survival in one crisis after another.

„Ich will trotzdem hier sein dürfen, so sehr hier sein dürfen, wie meine Anwesenheit unhinterfragt bleibt, solange kein Mensch von meinen Lebensumständen und meiner Geschichte weiß.“¹

„Und nicht wenige geben auf, weil sie den Eindruck gewinnen, dass die Institution Universität nicht für sie gemacht zu sein scheint.“²

„Es fühlte sich an, als würde es den Studierenden um mich herum viel leichter fallen als mir.“³

Drei Menschen, drei Perspektiven, ein Gefühl: Falschsein. Die Räume, in denen dieses Gefühl herrscht, sind still, ihre Regeln wirken unsichtbar und doch mit Härte auf jeden Einzelnen. Der Ort, der sie beherbergt, ist erhaben, flößt durch seine Existenz und Ansprüche Furcht ein. Die Menschen, die ihn mit ihrem Sein befüllen, sind jung, unsicher und oft zum ersten Mal weit entfernt von dem, wo und wie sie aufwuchsen. Dass ausgerechnet die Universität, die das Versprechen der Freiheit stolz vor sich herträgt, ein Gefühl des Falschseins auslöst, ist kein Zufall. Es ist ein Trick des Neoliberalismus, die Orte, an denen wir existieren, zu Orten der Verlorenheit zu machen.

Als 1999 die sogenannte Bologna-Reform begann, das Studium grundlegend zu verändern, beherrschte der Neoliberalismus längst unsere Zeit. Die Institutionen der Bildung waren nur eine weitere Welt, die einzunehmen und nach seinen Prinzipien zu gestalten war. So zog die Zahl in die Mauern der Universität ein und verwandelte jede Tat, jede Stunde und jede Person zu einer Nummer – und lieferte uns der Konkurrenz aus. Heute konkurrieren Universitäten um die Anzahl von Studierenden und prestigeträchtige Lehrende, sie ordnen sich in Rankings ein und werben für sich auf Plakaten in der U-Bahn. Die Studienstruktur ist modularisiert, die Seminare bürokratisch und inhaltlich in Blöcke eingeteilt. Ab der ersten Stunde ist jede Abgabe eine Prüfung und ein Punktesystem stellt den Veranstaltungen einen kalkulierten Aufwand entgegen – 30 Stunden für einen *Credit Point*.

15

Neoliberalism seems like a distant and abstract concept. But it is not anonymous, it is not distant, it does not float in the world of finance and economics—we float in it. We try to live up to its everlasting and oppressive demands. Above all, it demands personal responsibility, the self and individuality, only to devour them. In our attempt to become ourselves, we fail because of the punishment that this self feels when it deviates—breaking ranks is only allowed if it is innovative, high-performing or outstanding. And so, we fall into line and stick to what neoliberalism offers us—templates, roles, images. At university, this means that students are representatives of subjects—law, culture, media, philosophy, economics. We are on our way to becoming politicians, teachers, physicists, geographers, doctors. The degree programs and specializations are geared toward and based on the job market, while we are primarily in the process of becoming: fragile beings, perhaps 17, 18 or 19 years old at the beginning of our studies, never having been to any large institution other than school, and forced to attend career decision seminars in our second semester and answer the question of who we want to become with a job instead of dreams. During this unfinished and uncertain period of our lives, we encounter bureaucracy, coldness, abstractness, rules and conventions at university. We are confronted with grades and judgments, conflicts and restrictions. We respond by conforming and concealing our alienation by adhering to concepts and rushing to categorize and classify ourselves, because that is what we are constantly becoming anyway: When we are asked about our degree program in seminars, when we talk during breaks about whose classes we are taking, where we work or who we know, and when we are asked in other worlds what we want to do with our degree. All these questions are symptomatic of a development that has been around longer than most people enrolled in universities today have been alive. Neoliberalism knows only categories for measuring the world. We must not be contradictory, fragmented, unequal, differentiated or broken. We must not try, fail, try (again), reflect or be in the process of becoming. Universities are not places of experience; they are places of conditioning.

Die Zeit an der Universität hat eine Grenze namens Regelstudienzeit, an die das Geld gebunden ist, das erst ermöglichen soll, zu studieren. Die Studierenden wiederum sind Kund*innen einer Dienstleistung namens Bildung, die nur ein Ziel kennt: Arbeitsmarkt. Der rohstoffarme Kontinent Europa kapitalisierte, über was er verfügt – die Köpfe der Menschen. Geholfen hat es wenig, wenn wir der Logik folgen – die Köpfe haben kein Wirtschaftswunder hervorgebracht, sondern kämpfen mit einer Krise nach der anderen um ihr eigenes Überleben.

Der Neoliberalismus scheint wie eine ferne und abstrakte Sache. Aber er ist nicht anonym, er ist nicht fern, er schwimmt nicht in der Welt der Finanzen und Wirtschaft – wir schwimmen in ihm. Wir versuchen, seinen immerwährenden und überstülpenden Anforderungen gerecht zu werden. Zuerst fordert er die Eigenverantwortung, das Selbst und die Individualität, nur um sie dann zu verschlingen. In dem Versuch, wir selbst zu werden, scheitern wir an der Strafe, die dieses Selbst bei Abweichung spürt – das Aus-der-Reihe-Tanzen darf nur sein, wenn es innovativ, leistungsstark oder überfliegend ist. Also reihen wir uns ein und halten uns an das, was der Neoliberalismus uns anbietet – Schablonen, Rollen, Bilder. An der Universität bedeutet das für Studierende, Repräsentant*innen von Fächern zu sein – Jura, Kultur, Medien, Philosophie, Wirtschaft. Wir sind auf dem Weg, zu werden – Politiker*innen, Lehrer*innen, Physiker*innen, Geograph*innen, Mediziner*innen. Die Studiengänge und Richtungen sind Ausrichtungen für und nach dem Arbeitsmarkt, während wir vor allem in unserem Sein werdend sind: Ein zerbrechliches Sein, zu Beginn des Studiums vielleicht 17, 18, 19 Jahre alt, nie an einer anderen großen Institution als der Schule gewesen und dazu gezwungen, im zweiten Semester Seminare zur Berufsentscheidung zu besuchen und auf die Frage, wer wir werden wollen, mit einem Job statt mit Träumen zu antworten. In diesem unfertigen und unsicheren Sein begegnen uns an der Universität Bürokratie, Kälte, Abstraktheit, Regeln und Konventionen. Wir treffen auf Noten und Urteile, Konflikte und Einhegung. Wir antworten mit Anpassung und verschleiern unsere Verlorenheit, indem wir uns an Begriffe halten und uns vorseilend zu- und einordnen, weil wir es ohnehin ständig werden: Wenn wir in den Seminaren nach unserem Studiengang gefragt werden, wenn wir in den Pausen darüber sprechen, bei wem wir was belegt haben, wo wir arbeiten oder wen wir kennen, und wenn wir in den anderen Welten aufgefordert werden, zu sagen, was wir mit unserem Abschluss machen wollen.

We—the editors, of whom I am one—of the anthology *Organisierte Halbbildung* (Organized Half-education) have summarized this loss and the destruction of student life under the term “organized half-education.” The word “half-education” was coined by Theodor W. Adorno, the sociologist, philosopher and representative of critical theory, and encompasses the betrayal of education’s own claims to maturity and autonomy. Half-education implies that this ideal of education never existed and never will exist as long as the world is capitalist, identified and permeated by the exchange of equivalents. The organization aspect complements our description and describes the trend that education has been undergoing since the Bologna reform. It permeates university studies, its structure, events, modules, credits, exams and schedules. It permeates the university as an institution itself, in its hierarchy, bureaucracy and its organization as a business according to economic principles of profit. The organization hits people at the university the hardest, especially students. Their organization is particularly evident in their refusal to accept a fragile and contradictory existence. We must not be lost, unstable, impulsive, overwhelmed, dissatisfied and unhappy, even though we are all of these things all the time. We ask ourselves who we are, who we want to be, what our dreams are, how we dream and whether we are even capable of dreaming. We hope that we will find others, that we will feel less lonely and overwhelmed, we hope that there are answers, we soak things up, watch, learn and adapt so as not to go under. We want to be taken seriously, heard, seen, accepted—and criticized. Instead, we become numbers, statistics, members of a group; we have to perform, deliver, fight, give everything, especially ourselves. Until we understand this logic, until we can even comprehend it, time passes in which we betray ourselves every day in order to conform—to pigeonholes and frameworks created by concepts that assign us an identity instead of letting us find our own. Understanding comes slowly and piecemeal. How can we understand that the place we go to learn, experience and grow does not bring us freedom, but exposes us to the pressure to conform?

Most students live below the poverty line, and when financial aid is increased due to economic developments, we are the last to be considered. We work part-time because we have to, not because we want to; on average, those of us who already receive government assistance work more. We care for relatives, raise children, and suffer from mental and physical illness, which only makes us absent and unable to perform. Therefore, we conceal our burdens and hardships and remain silent. Neoliberalism seeks to make us deviants, exceptions, negatives. It leads us to believe that we are alone with our burdens,

zieht die Universität als Institution selbst, in ihrer Hierarchie, Bürokratie und ihrer Organisation als Unternehmen nach wirtschaftlichen Prinzipien des Profits. Am härtesten trifft das Organisierte die Menschen an der Universität, zuvorderst die Studierenden. Ihre Organisiertheit lässt sich vor allem in der Verunmöglichung einer brüchigen und widersprüchlichen Existenz zeigen. Wir dürfen nicht verloren,

All diese Fragen sind symptomatisch für eine Entwicklung, die länger existiert als die meisten Menschen alt sind, die heute an den Universitäten eingeschrieben sind. Der Neoliberalismus kennt nur Kategorien, um die Welt zu vermessen. Wir dürfen dabei nicht widersprüchlich, fragmentarisch, ungleich, differenziert, gebrochen sein. Wir dürfen nicht probieren, scheitern (neu) versuchen, überlegen, in unserem Werden sein. Universitäten sind keine Orte der Erfahrung, sie sind Orte der Zurichtung.

Für den Sammelband *Organisierte Halbbildung* haben wir – die Herausgeber*innen, zu denen auch ich gehöre – diesen Verlust und die Zurichtung des studentischen Lebens unter dem Begriff der *Organisierten Halbbildung* gefasst. Das Wort Halbbildung stammt vom Soziologen, Philosophen und Vertreter der Kritischen Theorie Theodor W. Adorno und umgreift den Verrat der Bildung an ihren eigenen Ansprüchen wie Mündigkeit und Autonomie. Halbbildung beinhaltet, dass es dieses Ideal der Bildung nie gab und geben wird, solange die Welt kapitalistisch, identifizierend und vom Äquivalententausch durchzogen ist. Das Organisierte ist eine Ergänzung von uns und beschreibt die Tendenz, die Bildung seit der Bologna-Reform kontinuierlich erfährt. Das Organisierte zieht sich durch das Studium an der Universität, seine Struktur, Veranstaltungen, Module, Punkte, Prüfungen und Pläne. Es durch-

that we are to blame for what keeps us awake at night, that we are responsible for a better future that everyone else will achieve except us. We alone bear responsibility, never the structure.

Our age is equated with resilience, when all it really tells us is that we are used to crises. Our youth is associated with perseverance, when all it really tells us is that we are resigned to the structures that constantly oppress us. The arts pages discuss why young people are not angry, revolutionary and powerful, while simultaneously accusing them of laziness and making unreasonable demands. Perhaps we are too tired to be angry and too busy surviving and finding something beautiful to fight for. Perhaps we have been ignored and overlooked so often that we are too exhausted to try again. Perhaps we have realized that all we have is what we have always been told—ourselves. This one thing that belongs to us, while we have so little control over it, why shouldn't we make it easy—so we cheat, deceive, lie and demand to our advantage. The insolence and indifference attributed to us is perhaps merely the result of an existence that we are forced to live wrongly. "I want to be allowed to be here despite everything, to be able to be here as much as I want" is the quote at the beginning of the text. This "despite everything" encapsulates the struggle of an existence that is punished and misunderstood, when all it wants to do is exist, develop, experience, learn and grow. It is not allowed to, it should not be allowed to, it must bend and adapt, so it conceals its own *circumstances* and *history*—even though it is not an exception, but is condemned to loneliness.

Lisa Marie Münster studies, writes and researches at the intersection of psychology, feminism and neoliberalism. She is a co-editor of the 2024 anthology *Organisierte Halbbildung* (Organised Half-education), which criticizes the consequences of the Bologna reform for students.

unstet, unüberlegt, überfordert, unzufrieden und unglücklich sein, während wir all das immerzu sind. Wir fragen uns, wer wir sind, sein wollen, welche Träume die unseren sind, wie wir träumen und ob wir es überhaupt können. Wir hoffen, dass wir Andere finden, dass Einsamkeit und Überforderung weniger werden, wir hoffen, dass es Antworten gibt, saugen auf, schauen zu, lernen und adaptieren, um nicht unterzugehen. Wir wollen ernst genommen werden, gehört, gesehen, akzeptiert – und kritisiert. Stattdessen werden wir zur Nummer, zur Zahl, zur Zugehörigkeit, wir müssen leisten, abliefern, kämpfen, alles geben, vor allem unser Selbst. Bis wir die Logik verstehen, überhaupt verstehen können, vergeht Zeit, in der wir uns jeden Tag aufs Neue verraten, um zu entsprechen – den Schubladen und Umrahmungen durch Begriffe, die uns eine Identität zuweisen statt sie uns finden zu lassen. Das Verstehen geschieht langsam und kleinteilig. Wie soll auch zu verstehen sein, dass der Ort, an den wir gehen, um zu lernen, zu erfahren, zu wachsen, uns keine Freiheit bringt, sondern dem Zwang zur Anpassung aussetzt.

Studierende leben größtenteils unter dem Existenzminimum, bei Anhebungen von Förderungen wegen wirtschaftlicher Entwicklungen werden wir zuletzt bedacht. Wir arbeiten nebenbei, weil wir müssen, nicht wollen; im Schnitt die unter uns mehr, die schon staatlich gefördert werden. Wir pflegen Angehörige, ziehen Kinder groß, sind psychisch und körperlich krank, was uns nur zum Ausfall und zur Nicht-Leistung macht. Also machen wir die Last und Not unsichtbar, verschweigen uns. Der Neoliberalismus will uns zur Abweichung machen, zur Ausnahme, zum Negativ. Er lässt uns denken: Wir sind allein mit dem, was uns belastet, wir sind selbst schuld an dem, was uns nachts nicht schlafen lässt, wir sind verantwortlich für ein besser, das allen gelingt, nur uns nicht. Verantwortung tragen nur wir, nie die Struktur.

Dabei wird unser Alter mit Resilienz gleichgesetzt, während es nur von der Gewohnheit der Krisen erzählt. Unsere Jugend wird mit Durchhaltevermögen verbunden, dabei erzählt sie nur von der Ergebnislosigkeit gegenüber den Strukturen, die uns immerzu bedrängen. In den Feuilletons wird diskutiert, wieso junge Menschen nicht wütend, revolutionär, kraftvoll sind, während ihnen gleichzeitig Faulheit und dreiste Forderungen unterstellt werden. Vielleicht sind wir zu müde, um wütend zu sein und zu sehr damit beschäftigt, zu überleben und etwas Schönes zu finden, um zu kämpfen, vielleicht wurden wir so oft überhört und übergangen, dass wir zu erschöpft für einen neuen Versuch sind. Vielleicht haben wir erkannt, dass alles, was wir haben, das ist, was uns immerzu erzählt wurde – uns selbst. Dieses Einzelne, das uns gehört, während wir so wenig darüber bestimmen können, wieso sollten wir es nicht zu etwas Leichtem machen – also schummeln, betrügen, lügen, fordern wir zu unserem Vorteil. Die uns dabei

unterstellte Frechheit und Gleichgültigkeit, vielleicht ist sie nur Folge eines Seins, das zum Falschsein gemacht wird. „Ich will trotzdem hier sein dürfen, so sehr hier sein dürfen“ heißt es im Zitat zu Beginn des Textes. In diesem „trotzdem“ steckt aller Kampf dieses Seins, das bestraft und verkannt wird, während es nur existieren möchte, sich entfalten, erfahren, lernen und wachsen. Es darf nicht, es soll nicht dürfen, es soll sich verbiegen und anpassen, also verschweigt es die eigenen *Lebensumstände* und seine *Geschichte* – wo es doch nicht als Ausnahme existiert, aber zur Einsamkeit verdammt wird.

Lisa Marie Münster studiert, schreibt und liest an den Schnittstellen von Psyche, Feminismus und Neoliberalismus und ist Mit-Herausgeberin des 2024 erschienenen Sammelbands *Organisierte Halbbildung*, der die Folgen der Bologna-Reform für Studierende kritisiert.

1 Kogseder, Jana Elena, Valentin Meuchelböck, Alexander Ortmeier, and Cornelia Marschner 2024: „In der Verantwortung der Einzelnen? Ein co-autoethnographischer Beitrag über Psyche, Krise und Studium,“ in: Gutjahr, C. et al. (eds.): *Organisierte Halbbildung: Studieren 25 Jahre nach der Bologna-Reform*, Bielefeld.

2 Bucknor, Amanda Oiza 2024: „: MIGRA ARBEITERKIND :: Wir sind viele,“ in: Gutjahr, C. et al. (eds.): *Organisierte Halbbildung: Studieren 25 Jahre nach der Bologna-Reform*, Bielefeld.

3 Ibid.

1 Kogseder, Jana Elena, Valentin Meuchelböck, Alexander Ortmeier and Cornelia Marschner 2024: „In der Verantwortung der Einzelnen? Ein co-autoethnographischer Beitrag über Psyche, Krise und Studium,“ in: Gutjahr, C. et al. (Hg.): *Organisierte Halbbildung: Studieren 25 Jahre nach der Bologna-Reform*, Bielefeld.

2 Bucknor, Amanda Oiza 2024: „: MIGRA ARBEITERKIND :: Wir sind viele,“ in: Gutjahr, C. et al. (Hg.): *Organisierte Halbbildung: Studieren 25 Jahre nach der Bologna-Reform*, Bielefeld.

3 Ebd.

Fear, solidarity, courage and the war on education

Angst, Solidarität, Mut und der Krieg gegen die Bildung

Damien Cahill

20

„Money talks, and fear is a great motivator“
(Das Geld redet, und die Angst ist eine grossartige Motivation)
Christopher Rufo, 2025

Dieses Zitat von Christopher Rufo, einem der einflussreichsten Architekten von Donald Trumps aktuellem Angriff auf *diversity, equity and inclusion* (Vielfalt, Chancengleichheit und Inklusion) im Bildungswesen, fasst die wichtigsten Techniken in einem mittlerweile globalen Krieg gegen die Hochschulbildung prägnant zusammen. Dieser Krieg nimmt in verschiedenen Rechtssystemen unterschiedliche Formen an, findet jedoch in mehr oder weniger starker Ausprägung weltweit Ausdruck. Für Trump ist mittlerweile sehr klar, dass das Ziel dieses Krieges darin besteht, die akademische Freiheit und die freie Forschung – die Grundpfeiler der Hochschulbildung – zu eliminieren. Auch wenn dieses Ziel ausserhalb autoritärer Regime nicht offen zum Ausdruck gebracht wird, ist es dennoch ein Blickwinkel, aus dem man betrachten kann, wie die Hochschulbildung und die Beschäftigten im Hochschulbereich zunehmend reguliert werden.

Wie alle Arbeitsplätze sind auch Universitäten Orte der Macht und Auseinandersetzung, an denen Führungskräfte das Gebot haben, Kontrolle über den Arbeitsprozess auszuüben. Es mag seltsam klingen, Universitäten als Arbeitsplätze zu bezeichnen, aber genau das sind sie. Es sind die Beschäftigten – akademische und nicht-akademische – die die Studierenden unterrichten, Forschung betreiben und die Universitäten zu dem machen, was sie sind. Da Hochschulleitungen jedoch zur Kontrolle ihrer Belegschaft angehalten sind, gibt es wesentliche Elemente der Universitäten, mit denen dies potenziell in Konflikt steht, insbesondere die akademische Freiheit und die kollegiale Entscheidungsfindung. Diese Spannung zwischen kontrollierendem Management einerseits und akademischer und intellektueller Freiheit sowie kollegialer Entscheidungsfindung andererseits wurde durch die Verbreitung des Neoliberalismus verstärkt. In vielen Ländern bedeutete Neoliberalismus in der Praxis die Entwicklung von eher unternehmerisch geprägten Formen der Hochschulverwaltung. Insbesondere in Verbindung mit Sparmassnahmen und der Finanzierung von Forschung und Lehre durch Unternehmen führte dies zu einer starken Einschränkung der akademischen Freiheit.

“Money talks, and fear is a great motivator”
Christopher Rufo, 2025

This quote from Christopher Rufo, one of the most influential architects of Donald Trump’s current assault on “diversity, equity and inclusion” in education, succinctly distils the key techniques in what has become a global war on higher education. This war takes on different forms in different jurisdictions, but it finds expression, to a greater or lesser extent, right across the globe. For Trump, it is now quite clear that the goal of this war is to eliminate academic freedom, and open enquiry—the bedrock of higher education. If this goal is not fully expressed outside of authoritarian regimes, it is nonetheless a lens through which to view how higher education, and higher education workers, are increasingly being regulated.

Like all workplaces, universities are sites of power and contestation, where managers have an imperative to exercise control over the labour process. It might sound odd to describe universities as workplaces, but that’s exactly what they are. It is workers—academic and non-academic—who teach the students, conduct the research to make universities what they are. Yet, as higher education managers are impelled to control their workforces, there are constituent elements of universities this potentially conflicts with, especially academic freedom and collegial decision making. This tension, between managerial control, on the one hand, and academic and intellectual freedom and collegial decision making on the other, was heightened with the spread of neoliberalism. In many countries, neoliberalism in practice meant the development of more corporate forms of university governance. Particularly when combined with fiscal austerity and corporate financing of research and teaching, this created a powerful check on academic freedom.

Education was increasingly commodified, especially teaching. Precarity spread throughout the university workforce. New tools were developed to quantify and measure teaching and research “outputs”—with career ending consequences for those who could not meet the often arbitrary standards that were imposed. Restructuring of the workforce became the norm. One can readily appreciate how, whether intentional or not, fear was deeply embedded within these new neoliberal technologies of university management. Fear of being disciplined, fear of not meeting expectations, fear of not being promoted, fear of not being offered a contract, fear of losing one’s job. And for many, fear leads to regulation and management of the self: to avoiding the research or teaching of certain topics; to crafting one’s work within accepted discourses and modes of expression; or not challenging the power structures of the neoliberal university.

21

But universities are not only a sphere of contested freedom. They are also institutions crucial to the production of workers. In advanced capitalist economies, universities are increasingly one of the most important sites where workers are, literally, made. The polite term for this is “human capital formation,” but a political economist might call it the production of labour power. So much of the knowledge and skills demanded by capital is produced in universities. This is so with respect to research as well as teaching. The dual nature of the university, as a sphere of freedom, and a sphere of production for capital, makes its regulation inherently problematic. Academic freedom and collegial determination of research and teaching are constituent elements of higher education. They also lie beyond the control of capital, but capital needs what universities produce. Therein lies a potential conflict at the heart of the corporatisation of universities. That academic and intellectual freedom will sometimes cause university workers to offend is beyond reasonable doubt. The mere act of challenging the boundaries of accepted knowledge often causes offence to those whose world view is premised on dominant paradigms. Those offended by the exercise of academic freedom might be within the university or outside of it.

Well before the election of Trump, universities were always in the sights of authoritarian governments. As spheres of autonomy, where free thinking and the pursuit of knowledge is foundational, even if somewhat muted, institutions of higher education pose an

inherent threat to regimes that require uniformity of expression and a toothless opposition to survive. And university staff have been the target of the conservative movement and think tanks for decades. While modern right wing activists rail against so called “woke” culture, this is just the latest imprecise term of derision cooked up by right wing activists to demonise and delegitimize “things they don’t like.” We’ve seen this before: the neo-conservative argument, beginning in the 1970s, that

Bildung wurde zunehmend kommodifiziert, insbesondere die Lehre. Prekäre Arbeitsverhältnisse breiteten sich unter den Beschäftigten an den Universitäten aus. Es wurden neue Instrumente entwickelt, um die „Leistungen“ in Lehre und Forschung zu quantifizieren und zu messen – was für diejenigen, die die oft willkürlichen Standards nicht erfüllen konnten, das Ende ihrer Karriere bedeutete. Die Umstrukturierung der Arbeitsplätze wurde zur Norm. Man kann leicht nachvollziehen, wie tief – ob beabsichtigt oder nicht – die Angst in diesen neuen neoliberalen Technologien des Hochschulmanagements verwurzelt war. Angst vor Disziplinarmaßnahmen, Angst, Erwartungen nicht zu erfüllen, Angst, nicht befördert zu werden, Angst, keinen Vertrag angeboten zu bekommen, Angst, den Arbeitsplatz zu verlieren. Und für viele führt Angst zu Selbstregulierung und Selbstkontrolle: dazu, dass man bestimmte Themen in der Forschung oder Lehre meidet; dazu, dass man die Arbeit innerhalb akzeptierter Diskurse und Ausdrucksweisen gestaltet; dazu, dass man die Machtstrukturen der neoliberalen Universität nicht in Frage stellt.

Universitäten sind jedoch nicht nur ein umkämpfter Hort der Freiheit. Sie sind auch Institutionen, die für die Produktion von Arbeitskräften von entscheidender Bedeutung sind. In fortgeschrittenen kapitalistischen Volkswirtschaften sind Universitäten zunehmend zu einem der wichtigsten Orte geworden, an denen Arbeitskräfte im wahrsten Sinn des Wortes gemacht werden. Der höfliche Begriff dafür lautet „Humankapitalbildung“, aber in der politischen Ökonomie würde es vielleicht als Produktion von Arbeitskraft bezeichnet werden. So viel von dem Wissen und den Fähigkeiten, die das Kapital verlangt, wird an Universitäten produziert. Dies gilt sowohl für die Forschung als auch für die Lehre. Die doppelte Natur der Universität als Ort der Freiheit und als Produktionsstätte für Kapital macht ihre Regulierung von Natur aus problematisch. Akademische Freiheit und kollegiale Mitbestimmung in Forschung und Lehre sind wesentliche Bestandteile der Hochschulbildung. Sie liegen auch ausserhalb

universities were dominated by a “new class” of intellectuals, often benefiting from public funding, and using their privileged position to mask radical left-wing ideology as truth.

So, in many ways Trump’s brutal assault on academic freedom is the apogee of attacks on higher education over the last few decades in which funding and fear have been central elements of a corporatised approach that has reshaped universities—how they operate, and how they are experienced. Fear was already inscribed into the corporate management of universities. It was already a technology of corporatised university governance. But it has been refined by MAGA. It has been stripped of liberal conventions. As Rufo says “The political Right has figured out how to use political leverage effectively.” And they are doing so, ruthlessly, brutally and relentlessly. In Rufo’s words, courses and departments must be “oriented towards truth rather than ideology.” By which is presumably meant that universities must confine teaching and research within a particular ideological view of the world.

Since coming to office Trump has signed a raft of Executive orders attacking the foundations of a free education, including: to dismantle the federal Department of Education; terminating any federal government programs, including funding for universities and research grant bodies, that promote Diversity, Equity and Inclusion and Environmental justice; and to fight against “gender ideology extremism,” which essentially prohibits critical analysis of gender and is an attack on transgender rights and transgender identity. Trump has already cut billions in funds to universities who refuse to implement draconian restrictions on academic freedom, while others have acquiesced to Trump’s demands for restrictions. Furthermore, international students involved in the Palestine solidarity movement have been arrested and deported by federal agencies. And we should assume that the Palestinian activists who have been arrested and deported are likely only the first group to be targeted. This is chilling stuff. Trump is not tinkering around the edges. The goal, clearly, is to eliminate academic freedom, intellectual freedom, free and open enquiry—the bedrock of universities. Broader political freedoms and the right to protest on campus are also under threat. Institutional and individual obeisance is the ultimate end.

The USA is far from an isolated example. Turkey, Hungary, Russia, and the Philippines, are some of the most obvious recent instances where authoritarian regimes have targeted university workers for censure, sacking or arrest. As support for far-right parties grows around the world, so will the assault on academic freedom become more central. Even where the far right fails to gain a foothold, neoliberal modes of corporatised university governance remain in many places, which makes them susceptible to calls from Trump’s willing allies in the conservative media globally for limiting the right

der Kontrolle des Kapitals, aber das Kapital braucht das, was die Universitäten produzieren. Darin liegt ein potenzieller Konflikt mitten im Kern der Unternehmensorientierung an den Universitäten. Dass akademische und intellektuelle Freiheit manchmal dazu führen, dass Universitätsbeschäftigte anecken, steht ausser Frage. Allein schon das Hinterfragen gängiger Wissensgrenzen stösst oft diejenigen vor den Kopf, deren Weltbild auf vorherrschenden Paradigmen basiert. Diejenigen, die sich durch die Ausübung akademischer Freiheit angegriffen fühlen, können sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Universität zu finden sein.

Schon lange vor der Wahl Trumps waren Universitäten immer im Visier autoritärer Regierungen. Als Sphären der Autonomie, in denen freies Denken und das Streben nach Wissen grundlegend sind, wenn auch etwas gedämpft, stellen Hochschulen eine inhärente Bedrohung für Regime dar, die zur Sicherung ihres Bestehens einheitliche Meinungsäusserungen und eine zahnlose Opposition benötigen. Und Universitätsbeschäftigte sind schon seit Jahrzehnten das Ziel der konservativen Bewegung und der Think Tanks. Während moderne rechte Aktivist*innen gegen die so genannte „Woke“-Kultur wettern, ist das nur der neueste unpräzise Schmähegriff, den sich rechte Aktivist*innen ausgedacht haben, um „Dinge, die ihnen nicht gefallen“ zu dämonisieren und zu delegitimieren. Wir haben das schon einmal erlebt: das in den 1970er Jahren beginnende Argument der Neokonservativen, dass die Universitäten von einer „neuen Klasse“ von Intellektuellen beherrscht würden, die oft von öffentlichen Geldern profitierten und ihre privilegierte Stellung dazu nutzten, linksradikale Ideologie als Wahrheit auszugeben.

Trumps brutaler Angriff auf die akademische Freiheit ist also in vielerlei Hinsicht der Höhepunkt der Attacken auf die Hochschulbildung in den letzten Jahrzehnten, in denen Finanzierung und Angst die zentralen Elemente eines unternehmerisch ausgerichteten Ansatzes waren, der die Universitäten umgestaltet hat – wie sie arbeiten, und wie sie erlebt werden. Die Angst war bereits in die Unternehmensführung der Universitäten eingeschrieben. Sie war bereits eine Technologie der unternehmerisch orientierten Universitätsverwaltung. Aber sie wurde durch MAGA (*Make America Great Again*) verfeinert. Sie wurde von liberalen Konventionen losgelöst. Wie Rufo sagt: „Die politische Rechte hat herausgefunden, wie man politische Druckmittel effektiv einsetzt.“ Und das tun sie, rücksichtslos, brutal und unerbittlich. Wie Rufo es ausdrückt, müssen sich die Studiengänge und Fachbereiche „an der Wahrheit und nicht an der Ideologie“ orientieren. Damit ist vermutlich gemeint, dass die Universitäten Lehre und Forschung auf ein bestimmtes ideologisches Weltbild beschränken müssen.

Seit seinem Amtsantritt hat Trump eine Reihe von *executive orders*, Anordnungen des Präsidenten, unterzeichnet, die die Grundlagen einer freien Bildung angreifen. Dazu gehören: die Auflösung des Bundesbildungsministeriums, die Beendigung aller Bundesprogramme, einschliesslich der Finanzierung von Universitäten und Forschungseinrichtungen, die Vielfalt, Chancengleichheit und Inklusion sowie Umweltgerechtigkeit fördern, und die Bekämpfung von „Gender-Ideologie-Extremismus“, der im Wesentlichen eine kritische Analyse des Geschlechts verbietet und einen Angriff auf die Rechte und Identität von Transgender-Personen darstellt. Trump hat Universitäten, die sich weigern, drakonische Einschränkungen der akademischen Freiheit vorzunehmen, bereits Mittel in Milliardenhöhe gestrichen, während andere Trumps Forderungen nach Einschränkungen nachgegeben haben. Ausserdem wurden internationale Studierende, die sich in der palästinensischen Solidaritätsbewegung engagieren, von Bundesbehörden verhaftet und abgeschoben. Und wir sollten davon ausgehen, dass die palästinensischen Aktivist*innen, die verhaftet und abgeschoben wurden, wahrscheinlich nur die erste Gruppe sind, die zur Zielscheibe werden. Das ist erschreckend. Trump bastelt nicht an den Rändern herum. Das Ziel ist eindeutig die Abschaffung der akademischen Freiheit, der intellektuellen Freiheit, der freien und offenen Forschung – das Fundament der Universitäten. Auch die politischen Freiheiten im weiteren Sinne und das Recht, auf dem Campus zu protestieren, sind bedroht. Das Endziel ist die institutionelle und individuelle Unterwerfung.

Die USA sind bei weitem kein isoliertes Beispiel. Die Türkei, Ungarn, Russland und die Philippinen sind einige der offensichtlichsten Beispiele aus jüngster Zeit, in denen autoritäre Regime Universitätsbeschäftigte ins Visier genommen haben, um sie zu zensieren, zu

to protest, curbing the ability to speak freely on matters that challenge the powerful and narrowing the legitimate sphere of what it is acceptable to teach and research.

Fear may be a powerful motivator, but solidarity is just as strong. And solidarity is, ultimately, the best hope of contesting and resisting this. University workers are most powerful when they stand together and speak with one voice. When they defend the values of freedom that define a university, and when they use their freedom both to contest the repression of thought and to articulate the foundations of a free society that are the necessary antipode of the current authoritarian moment. Solidarity requires courage, which becomes especially difficult as the consequences of resistance become more serious. But generations of our predecessors have shown us the way. Even in the face of the most intense and rational fears for their own security and well-being, their courage to resist authoritarian regimes has kept the ideal of academic freedom alive today.

Damien Cahill is General Secretary of the *National Tertiary Education Union*, the trade union that represents university workers across Australia. He is Associate Professor in Political Economy at the University of Sydney.

entlassen oder zu verhaften. In dem Masse, in dem die Unterstützung für rechtsextreme Parteien auf der ganzen Welt zunimmt, werden auch die Angriffe auf die akademische Freiheit an Bedeutung gewinnen. Selbst dort, wo es der extremen Rechten nicht gelingt Fuss zu fassen, bleiben neoliberale Formen der korporatistischen Universitätsverwaltung oftmals bestehen, was sie anfällig für Forderungen von Trumps willigen Verbündeten in den konservativen Medien weltweit macht, das Recht auf Protest einzuschränken, die Möglichkeiten zu beschneiden, sich frei zu Themen zu äussern, die die Mächtigen herausfordern und den legitimen Bereich dessen, was gelehrt und geforscht werden darf, zu begrenzen.

Angst mag ein mächtiger Motivator sein, aber Solidarität ist ebenso stark. Und Solidarität ist letztlich die beste Hoffnung, um dagegen anzugehen und Widerstand zu leisten. Die Beschäftigten der Universitäten sind am stärksten, wenn sie zusammenstehen und mit einer Stimme sprechen. Wenn sie die Werte der Freiheit verteidigen, die eine Universität ausmachen, und wenn sie ihre Freiheit nutzen, um sowohl die Unterdrückung des Denkens anzufechten als auch die Grundlagen einer freien Gesellschaft zu artikulieren, die den notwendigen Gegenpol zum gegenwärtigen autoritären Moment darstellen. Solidarität erfordert Mut, der umso schwieriger wird, je gravierender die Folgen des Widerstands sind. Aber Generationen unserer Vorgänger*innen haben uns den Weg gewiesen. Ihr Mut, sich auch angesichts grösster und rationaler Ängste um ihre eigene Sicherheit und ihr Wohlergehen autoritären Regimen zu widersetzen, hat das Ideal der akademischen Freiheit bis heute am Leben erhalten.

Damien Cahill ist Generalsekretär der *National Tertiary Education Unit*, der Gewerkschaft, die Universitätsbeschäftigte in ganz Australien vertritt. Er ist *Associate Professor* in politischer Ökonomie an der Universität Sydney.

Lieber Küche als Fabrik – Über das retronormative Begehren arbeitender Mütter

Better the kitchen than the factory—On the retro-normative desire of working mothers

Laura Bäuml

26

The current political and social constellation, marked by the rise of right-wing extremist parties and support for autocratic party leaders, is prompting artists, scholars, journalists and activists to reflect on the possible contribution of their analyses and strategies to social discourse and their potential for intervention. The same actors are also increasingly concerned with the question of what role women* play in the rise of the right—because it can be observed in a wide variety of contexts that women* are more inclined toward right-wing parties than in the past.¹ I will attempt to approach this complex topic in this article using the example of my ethnographic research in the eastern Austrian province of Styria. I will show how the political right deliberately addresses and mobilizes a retro-normative desire expressed by many of my interviewees, while potentially progressive structures of solidarity among workers find little resonance.

“What women do nowadays”—
challenges at the reproductive interface

During the last four years, I have conducted interviews with mothers who work in factories, usually as temporary workers in precarious employment mainly due to the demands of childcare and housework.² Most of the conversations touched on the excessive workload that women* have to cope with today in a similar way:

“What women do nowadays, I mean, it’s really crazy. Because I don’t think it’s ever been this much before. When I was younger, or a child, women [...] stayed at home and looked after the children. It was never as much as it is now. Never. [If you’re just a housewife today], people look at you weirdly.”³

The interviewee quoted here, Renate Schwaiger,⁴ is a mother of two and completed a dual apprenticeship as a chef and waitress. She addresses two aspects that kept cropping up in the interviews conducted during my research: First, the *overload at the reproductive interface*, which Schwaiger and many other interviewees identify as

Die gegenwärtige politisch-gesellschaftliche Konstellation, geprägt vom Aufschwung rechtsradikaler Parteien sowie vom Zuspruch zu autokratisch agierenden Parteispitzen, veranlasst Künstler*innen und Wissenschaftler*innen, Journalist*innen sowie Aktivist*innen, den möglichen Beitrag ihrer Analysen und Strategien zum gesellschaftlichen Diskurs und ihr Potenzial für Interventionen zu reflektieren. Zunehmend treibt die genannten Akteur*innen auch die Frage um, welche Rolle Frauen* hinsichtlich des Aufschwungs der Rechten zukommt – denn in unterschiedlichsten Kontexten lässt sich feststellen, dass Frauen* beispielsweise rechten Parteien zugewandter sind als in der Vergangenheit.¹ In diesem Beitrag möchte ich versuchen, mich diesem Themenkomplex am Beispiel meiner ethnografischen Forschung im ostösterreichischen Bundesland Steiermark anzunähern. Ich werde zeigen, wie die politische Rechte ein retronormatives Begehren, das viele meiner Gesprächspartnerinnen formulierten, gezielt adressiert und damit mobilisiert, während potenziell progressive Solidarstrukturen von Arbeitnehmer*innen wenig Anklang finden.

„Was heutzutage die Frauen leisten“ –

Herausforderungen an der re-produktiven Schnittstelle
Während der letzten vier Jahre habe ich Gespräche mit Müttern geführt, die – meist aufgrund der Anforderungen an Sorge- und Hausarbeit – in Fabriken, in der Regel als prekär angestellte Leiharbeitende, tätig sind.² In den meisten Gesprächen wurde die Überbelastung, die Frauen* heute zu bewerkstelligen hätten, in einem ähnlichen Modus thematisiert:

„Was heutzutage die Frauen leisten, ich meine, das ist heute wirklich ein Wahnsinn. Weil so viel glaub ich, war es noch gar nie vorher. Weil wie ich noch kleiner war, oder ein Kind war, da sind die Frauen [...] noch daheim ‘blieben und haben auf die Kinder geschaut. So viel war es noch nie, wie jetzt. Noch nie. [Wenn du heute nur Hausfrau bist], da schauen sie dich blöd an, he.“³

27

a distinctive feature of the current era, postulating that it has never been this much before and citing their own childhood as evidence, when “women” stayed at home to raise their children. Second, she adds a comment to her remarks that “they would look at you weirdly” if you were “just a housewife.”

Upon closer examination, the statement made in such narratives about the parents’ generation, in which “mothers” were only active in the reproductive sphere, is not entirely accurate. Even if women* from this class milieu (including those in the region studied) in the postwar generations of the 20th century were able to get by without gainful employment in some cases, closer analysis shows that the working lives of the interviewees’ mothers and grandmothers were simply not included in the narratives. Many interviews revealed that the mothers and grandmothers also worked for pay—just not continuously like the fathers and grandfathers, and mostly not as skilled workers. Instead, they were unskilled auxiliary workers or did unofficial paid work. In the same way as the interviewees themselves, their mothers and grandmothers organized their paid work around their reproductive respon-

sibilities, while their fathers took on the role of formal wage earners and breadwinners. The conclusion can, therefore, be drawn that the mothers and grandmothers of the interviewees were perceived much more strongly in their role as mothers and housewives, even though, in many cases, they also contributed to the household income, often to a significant extent. There is, therefore, a tendency to romanticize the past as a time when female wage labor was deemed unnecessary. Conversely, however, this does not mean that the feeling of being overwhelmed by the demands of the present day is entirely unfounded—neoliberalization has had a major (negative) impact on lifestyles, particularly among women* in this class milieu.

28

Die hier zitierte Interviewte, Renate Schwaiger⁴ ist zweifache Mutter und absolvierte eine Doppellehre als Köchin und Kellnerin. Sie thematisiert zwei Aspekte, die in den Gesprächen während der Forschung immer wieder auftauchten: Erstens, die *Überbelastung an der re-produktiven Schnittstelle*, die Schwaiger und viele andere Gesprächspartnerinnen als Besonderheit der Gegenwart ausmachen, indem sie postuliert, dass es „noch gar nie vorher [...] so viel“ gewesen sei und als Beleg hierfür ihre eigene Kindheit als Referenz anführt, dass in ihrer Kindheit „die Frauen“ zu Hause blieben, um sich der Kindererziehung zu widmen. Zweitens fügt sie ihren Ausführungen eine Anmerkung an, dass „sie dich blöd an[schauen]“ würden, wäre man „nur Hausfrau“.

Die in solchen Erzählungen enthaltene Aussage über die Eltern-generation, in denen „die Mütter“ nur in der reproduktiven Sphäre tätig waren, stimmt bei genauerer Analyse nicht umfassend. Denn auch wenn Frauen* dieses Klassenmilieus (auch jene der beforschten Region) in den Nachkriegsgenerationen im 20. Jahrhundert zum Teil ohne eigene Erwerbsarbeit auskamen, zeigt sich bei genauerer Analyse, dass die Erwerbsphasen der Mütter und Grossmütter der Interviewten schlichtweg nicht in die Erzählungen aufgenommen werden. In vielen Interviews wird erkennbar, dass auch die Mütter und Grossmütter lohnarbeiteten – nur eben nicht, wie die Väter und Grossväter, durchgängig, und meist nicht als gelernte Fachkräfte. Vielmehr waren sie beispielsweise ungelernete Hilfskräfte oder gingen inoffiziellen Lohnarbeiten nach. Wie die Interviewten selbst, organisierten bereits ihre Mütter und Grossmütter ihre Lohnarbeit stark um die reproduktiven Anforderungen herum, während den Vätern die Rolle als formell Lohnarbeitende und Familienernährer zukam. Es kann also festgehalten werden, dass die Mütter und Grossmütter der Interviewten viel stärker in ihrer Rolle als Mutter und Hausfrau wahrgenommen wurden, auch wenn sie in vielen Fällen de facto auch einen Beitrag zum Haushaltseinkommen beitrugen, der häufig nicht unwesentlich war. Die Vergangenheit wird also tendenziell nostalgisch als Zeit, in der weibliche Lohnarbeit nicht nötig war, verklärt. Das bedeutet im Umkehrschluss jedoch nicht, dass das Empfinden einer gegenwartsspezifischen Überforderung jeglicher Grundlage entbehre – die Neoliberalisierung hatte auf die Lebensführung – insbesondere von Frauen* dieses Klassenmilieus – grosse (negative) Auswirkungen.

Factory work as nothing but wage labor

My interviewees find themselves in a situation where, much like their grandmothers and mothers before them, they are primarily responsible for the reproductive sphere of family life. They have internalized this role strongly, and it forms a central element of their identity. On the other hand, they are confronted with their own dependence on wages, which marks them as different from previous generations. In contrast to reproductive activities, they classify factory work as a tedious secondary activity that is necessary in order to maintain their housework and caring responsibilities:

“Then I sat down and thought about it, and I said to myself, factory, night shift, I’ll give them a call and see if they need anyone at the temp agency. [...] Because it’s easy, you’re flexible with the working hours. I choose my own days. And if I don’t have one for her [my daughter] the next day, then I’m awake all day, but I don’t lose any time.”⁵

Factory work, often done during night shifts, becomes a compromise that women make in order to fulfill their actual responsibilities as mothers and housewives during the day. Compared to other wage labor, such as in the hospitality industry, it facilitates higher wages and, due to shift work, clearly regulated working hours. However, unlike reproductive work, factory work itself offers no potential for identification—the respondents generally do not see themselves as workers. This also influences how the interviewees view solidarity structures: Although Austria has a comparatively high level of unionization among workers and many of the interviewees report positive experiences, especially with works councils in the factories where they work, this does not translate into an awareness of the

Die Fabrikarbeit als blanke Lohnarbeit

Meine Gesprächspartnerinnen sehen sich in der Gegenwart mit einer Situation konfrontiert, in der sie einerseits, wie schon ihre Grossmütter und Mütter, als Hauptverantwortliche der reproduktiven Familiensphäre agieren. Diese Rolle haben sie stark internalisiert, durch sie bauen sie ein zentrales Element ihrer Identität auf. Andererseits sind sie mit eigener Lohnabhängigkeit konfrontiert, was sie als Differenz zu den früheren Generationen markieren. Sie ordnen die Fabrikarbeit – im Gegensatz zu den reproduktiven Tätigkeiten – als lästige Nebentätigkeit ein, die nötig ist, um die Haus- und Sorgearbeit aufrecht-erhalten zu können:

„Dann bin ich gesessen, hab’ überlegt, hab’ ich mir gedacht, Fabrik, Nachtschicht, ruf’ ich mal an, ob sie jemanden brauchen, bei der Leihfirma. [...] Weil, das ist einfach, du bist flexibel mit den Arbeitszeiten. Ich suche mir meine Tage selbst aus. Und wenn ich für sie [Tochter] keinen habe, am nächsten Tag, dann bin ich den ganzen Tag wach, aber mir geht keine Zeit verloren.“⁵

Die Fabrikarbeit, häufig auch in der Nachtschicht verrichtet, wird zum Kompromiss, den man eingeht, um den *eigentlichen Anforderungen* als Mutter und Hausfrau tagsüber nachkommen zu können. Sie ermöglicht – im Vergleich zu anderen Lohnarbeiten, etwa in der Gastronomie – das Erzielen höherer Löhne und, aufgrund der Schichtarbeit, klar geregelte Arbeitszeiten. Die Fabrikarbeit selbst bietet jedoch, im Gegensatz zur Reproduktionsarbeit, kein Identifikationspotenzial – die Befragten verstehen sich in der Regel auch nicht als Arbeiterinnen. Dies hat auch einen Einfluss darauf, wie die Gesprächspartnerinnen zu Solidarstrukturen unter Arbeitnehmer*innen stehen: Obschon Österreich einen vergleichsweise hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad unter Arbeitnehmer*innen verbuchen kann und dementsprechend auch viele der Interviewten über positive Erfahrungen vor allem mit Betriebsräten in den Fabriken, in denen sie arbeiten, berichten, übersetzt sich dies nicht in ein Bewusstsein darüber, welche Potenziale derartige Solidarstrukturen haben. So erzählte mir beispielsweise eine Arbeiterin während einer gemeinsamen Schicht in einer Produktionsstätte begeistert über die Unterstützung, die sie durch den Betriebsrat erfuhr, woraufhin wir ein Gespräch über die Rolle von Gewerkschaften führten, die institutionell eng mit den Betriebsräten verbunden sind. Sie erklärte mir, dass sie keinen Sinn in der Existenz von und vor allem in der Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft sähe: Denn Gewerkschaften könnten prinzipiell zwar helfen, wenn etwa Entlassungen stattfänden, aber „wenn zehn Entlassungen sind und alle zehn Betroffenen sind bei der Gewerkschaft, hilft es ja erst wieder nichts, denn dann kann sie ja nicht allen helfen“.⁶ Die weiterreichenden Funktionen von Gewerkschaften – etwa als Interessenvertretung in tariflichen oder rechtlichen Aushandlungsprozessen – schienen in ihrer Wahrnehmung hingegen keine zentrale Rolle zu spielen.

29

potential of such solidarity structures. While working together in a production facility, for example, a worker told me enthusiastically about the support she had received from the works council, which led to a discussion about the role of trade unions, which are closely linked to works councils at an institutional level. She explained to me that she saw no point in the existence of trade unions, and especially in joining one: although trade unions could, in principle, help if, for example, redundancies were made: "if there are ten redundancies and all ten people affected are union members, it doesn't help because the union can't help all of them."⁶ However, the broader functions of trade unions—such as representing interests in collective bargaining or legal negotiations—did not seem, in their view, to play a central role.

I frequently observed these kinds of interpretations during my research: Even if positive experiences were had in direct contact with people from the works council within the factories, this did not usually result in any further interest in getting involved in the works council, joining the union or identifying as part of the group of employees. The importance of trade unions as collective representatives—for example, in negotiating collective agreements⁷—and their dependence on a strong membership base, which significantly strengthens their bargaining position vis-à-vis employers, remained largely unmentioned. The reasons for this are manifold and cannot be derived solely from the empirical data collected. However, I think, to put it bluntly, that the lack of interest in solidarity structures within the production sphere is closely linked to the fact that wage labor as a factory worker does not offer the respondents any point of identification, which seems to undermine the basis for any interest in collective organization.

Derartige Interpretationen beobachtete ich im Laufe der Forschung häufig: Auch wenn positive Erfahrungen im direkten Kontakt mit Personen aus dem Betriebsrat innerhalb der Fabriken gemacht wurden, resultierte daraus in der Regel kein weiteres Interesse am Engagement im Betriebsrat, kein Beitritt zur Gewerkschaft und keine Identifikation als Teil der Gruppe der Arbeitnehmer*innen. Die Bedeutung von Gewerkschaften als kollektive Vertretungen – etwa beim Aushandeln von Kollektivverträgen⁷ – sowie ihre Abhängigkeit von einer starken Mitgliedschaft, die ihre Verhandlungsposition gegenüber der arbeitgebenden Seite massgeblich stärkt, blieb dabei weitgehend unerwähnt. Die Gründe hierfür sind vielfältig und können nicht allein aus der erhobenen Empirie hergeleitet werden. Ich denke aber, zugespitzt gesagt, dass der Mangel an Interesse an Solidarstrukturen innerhalb der Produktionssphäre nicht zuletzt damit in Verbindung steht, dass die Lohnarbeit als Fabrikarbeiterin ohnehin keine Identifikationsfläche für die Befragten bietet, wodurch die Grundlage für das Interesse an kollektiver Organisation zu fehlen scheint.

„Das hat es früher nicht gegeben“ – Retronormatives Begehren
Wie eingangs erläutert, stellen die Gesprächspartnerinnen eine Überforderung auf individueller aber auch gesellschaftlicher Ebene fest. Diese Überforderung, die die Gegenwart kennzeichnet, mündet bei vielen von ihnen in der wiederholten Referenz auf das längst erodierte Modell des männlichen Alleinverdieners:

„Weil wie gesagt, man ist gezwungen, damit man sich ein bisschen was aufbauen kann, dass beide arbeiten. Das hat es früher nicht gegeben, früher war die Mutter zuhause. Sicher, es ist schön, dass die Mütter auch mehr arbeiten dürfen und auch mehr Rechte haben. [...] Aber du bist gezwungen, arbeiten zu gehen, sonst hast du nichts zu essen. Und das ist das, was eigentlich sehr negativ ist.“⁸

Janine Lehner stellt in dieser Passage fest, das habe „es früher nicht gegeben, früher war die Mutter zu Hause“. Wie sie rekurren viele Interviewte positiv auf „diese Zeit“ und dieses Modell, indem sie auf die damit einhergehende finanzielle und gewissermassen existenzielle Sicherheit verweisen, die sie in der Gegenwart nicht mehr vorfinden. Ich lese diese Referenzen auf die Zeit des fordistischen Familienmodells, in der der Mann als Familienernährer fungierte, als ein *retronormatives Begehren*: Bei diesem Begehren geht es nicht zuletzt auch um das Erlangen einer „moralischen Qualifikation“, die sich Frauen* in ihrer „Familienkarriere“ „mit dem Gebären und Aufziehen des ersten Kindes“ erarbeiten. Diese „Qualifikation“ wurde im fordistischen Familienmodell teils auch mit der materiellen Absicherung durch den Partner abgegolten, wodurch „der Status der verhei-

“That wasn't the case in the past”—
retro-normative desire

As was explained at the outset, the interviewees report feeling overwhelmed on both an individual and societal level. This overwhelming feeling, which characterizes their present situation, leads many of them to repeatedly refer to the long-eroded model of the male breadwinner:

“Because, as I said, you're forced to work so that you can build something up, with both of you working. That wasn't the case in the past; mothers used to stay at home. Sure, it's great that mothers are allowed to work more and have more rights. [...] But you're forced to go to work, otherwise you won't have anything to eat. And that's what's really negative about it.”⁸

Janine Lehner notes in this excerpt that “That wasn't the case in the past; mothers used to stay at home.” Similar to many interviewees, she refers positively to “those days” and this model, pointing to the financial and, to a certain extent, existential security that they no longer have today. I interpret these references to the era of the Fordist family model, in which the man was the breadwinner, as a *retro-normative desire*: this desire is, among other things, about achieving a “moral qualification” that women* acquire in their “family career” “by giving birth to and raising their first child.” Within the Fordist family model, this “qualification” was partly compensated for by the material security provided by the partner, which enabled “the status of married woman and mother to form the basis of biographical identity.”⁹ This moral qualification lost its value in several respects during the process of sweeping social transformation in recent decades—including in a material sense—as the possibility of converting this symbolic moral currency into a respectable life declined.

This retro-normative desire has been gradually woven into right-wing discourse and, thus, into its mobilization strategies over the past few years. Several studies show that it is particularly embedded in right-wing populist antagonism (“the people” vs. “the elites”).¹⁰

rateten Frau und Mutter die Grundlage lebensgeschichtlicher Identität bilden“ konnte.⁹ Ebendiese moralische Qualifikation verlor im Prozess der umfassenden gesellschaftlichen Transformationen der letzten Jahrzehnte in mehrerer Hinsicht an Wert – auch im materiellen Sinn, da die Möglichkeit zur Konvertierung dieser symbolisch-moralischen Währung in die Sicherung eines respektablen Lebens abnahm.

Dieses retronormative Begehren wurde über die letzten Jahre sukzessive in rechte Diskurse und damit in ihre Mobilisierungsstrategien eingewoben. Sie werden insbesondere, das zeigen mehrere Untersuchungen auf, in den rechtspopulistischen Antagonismus („das Volk“ / „die Eliten“) eingebunden.¹⁰ Rechte Inhalte verfängen nicht zuletzt deshalb, da sie Ängste und Unsicherheiten adressieren, die durch prekäre Arbeits- und Lebensbedingungen entstanden. Entlang der Betonung von gemeinschaftlichen, solidarischen und vor allem familiären Werten, wird die Familie als idealer Zufluchtsort vor den Unsicherheiten des Neoliberalismus inszeniert.¹¹

Für die Protagonistinnen meiner Forschung bieten „die Rechten“ – im Kontext der Forschung, konkret die Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) – ein vermeintlich vielversprechendes Angebot: Ihnen gelingt es, den *Alltagsverstand*¹² der Frauen* umfassend anzurufen, indem sie explizit deren Erfahrungswelt, aber auch bestehende Meinungen sowie Wert- und Moralvorstellungen adressieren. Die reproduktive Sphäre wird dabei auf mehreren Ebenen als eine zu schützende Arena inszeniert: In ihr bewegen sich hilfs- und schutzbedürftige Frauen¹³, die dort ihrer vermeintlichen Kernaufgabe – der Haus- und Sorgearbeit – nachgehen. Entlang des vorgestellten empirischen Materials kann meines Erachtens festgehalten werden, dass viele der Befragten sich durch solche ideologisierten Inhalte repräsentiert fühlen – viele der Gesprächspartnerinnen taten ihre Affinität zur FPÖ auch offen kund.

Es scheint mir zentral zu sein, informierte Strategien zu entwerfen, die (auch) diesen Alltagsverstand adressieren, ohne ihn – und das scheint gegenwärtig leider keine Selbstverständlichkeit zu sein – selbst als „Maßstab politischer Positionen miss[z]uversteh[en]“¹⁴. Das bedeutet nicht zuletzt, die Herausforderungen der Sorgearbeit miteinzuschliessen, sie aber nicht zu romantisieren.

Laura Bäumel ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. In ihrer Dissertation untersucht sie die Schnittstelle von Produktions- und Reproduktionsarbeit am Beispiel von Fabrikarbeiterinnen in der Steiermark.

Right-wing content is appealing in no small part because it addresses fears and uncertainties that have arisen from precarious working and living conditions. Emphasizing communal, solidarity-based and, above all, family values, the family is portrayed as an ideal refuge from the uncertainties of neoliberalism.¹¹

For the protagonists of my investigation, “the right wing”—in the context of my research, specifically the Freedom Party of Austria (FPÖ)—presents a seemingly promising opportunity: They succeed in appealing to women’s *common sense*¹² by explicitly addressing their experiences, existing opinions, values and morals. The reproductive sphere is portrayed on several levels as an arena that needs to be protected: it is populated by women¹³ who are in need of help and protection and who perform what is considered their supposedly core task—housework and caregiving. Based on the empirical material presented, I believe it can be concluded that a lot of the people surveyed feel represented by such ideologically charged narratives—many of the interviewees openly expressed their affinity for the FPÖ.

It seems to me essential to develop informed strategies that (also) address this common sense without—and this unfortunately does not seem to currently be a matter of course—misunderstanding it as a “yardstick for political positions.”¹⁴ This means, last but not least, including the challenges of care work but not romanticizing them.

Laura Bäumel is a research assistant at the Department of Social Anthropology and Cultural Studies at the University of Zurich. Her dissertation examines the intersection of production and reproductive work using the example of female factory workers in Styria.

1 See, for example, Chueri, Juliana, Anna Damerow 2023: “Closing the gap. How descriptive and substantive representation affect women’s vote for populist radical right parties”, in: *West European Politics* 46/5, 928–946.
2 The research is based on 26 semi-structured interviews and several additional discussions with trade unionists and works council members. In addition, I spent several weeks conducting research in two factories in the region (in July 2022 and 2023) in order to gain deeper insights through ethnographic research using “participant observation.”
3 Interview with Renate Schwaiger, December 2020.
4 The names of the interviewees are pseudonyms.
5 Interview with Lisa Macher, August 2022.
6 Field notes, July 2022.
7 Trade unions negotiate collective agreements (known as *Tarifverträge* in Germany and *Gesamtarbeitsverträge* in Switzerland) with employers as part of collective bargaining. These agreements specify particularly wages, salary groups, working time regulations, vacation days, notice periods and bonuses. Collective agreements cover almost 98 percent of all employees in the private sector in Austria—the figure is only around half in Germany and Switzerland.
8 Interview with Janine Lehner, August 2022.
9 Eckart, Christel, Ursula G. Jaerisch, Helgard Kramer 1979: *Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen*, Frankfurt am Main/New York, 41.
10 See, for example, Mayer, Stefanie, Iztok Šori, Birgit Sauer, Edma Ajanović 2018: “Mann, Frau, Volk. Familienidylle, Heteronormativität und Femotionalismus im europäischen rechten Populismus”, in: *Feministische Studien*, 36/2, 269–285.
11 Graff, Agnieszka, Elżbieta Korolczuk 2021: *Anti-Gender Politics in the Populist Moment*, London, 114–136.
12 The concept of common sense, which goes back to Antonio Gramsci, he neither clearly defined nor was it used uniformly in its reception (Opratko 2012, 44–47). For the purposes of this text, it is understood as knowledge consisting of widespread opinions, moral ideas and everyday experiences that appear as an immediate reflection of social reality (cf. Sutter 2016, 55). Opratko, Benjamin 2012: *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*, Münster; Sutter, Ove 2016: “Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen”, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, LXX/119, 41–70.
13 The FPÖ consistently proclaims in its manifesto that there are only two genders and explicitly rejects all forms of genderqueerness.
14 Opratko, Benjamin 2012: *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*, Münster, 46.

1 Siehe bspw. Chueri, Juliana, Anna Damerow 2023: „Closing the gap. How descriptive and substantive representation affect women’s vote for populist radical right parties“, in: *West European Politics* 46/5, 928–946.
2 Der Forschung liegen 26 teilstrukturierte Interviews zugrunde sowie einige weitere Gespräche mit Mitgliedern von Gewerkschaften und Betriebsräten. Zusätzlich arbeitete ich während mehrwöchiger Forschungsaufenthalte in zwei Fabriken (jeweils im Juli 2022 und 2023) in der Region mit, um im Sinne einer ethnografischen Forschung über „teilnehmende Beobachtung“ vertiefende Erkenntnisse zu erhalten.
3 Interview mit Renate Schwaiger, Dezember 2020.
4 Die Namen der Gesprächspartnerinnen sind Pseudonyme.
5 Interview mit Lisa Macher, August 2022.
6 Feldnotizen, Juli 2022.
7 Gewerkschaften verhandeln mit der arbeitgebenden Seite im Rahmen der Kollektivverhandlungen die sogenannten Kollektivverträge (in Deutschland Tarifverträge, in der Schweiz Gesamtarbeitsverträge), in denen insbesondere Löhne, Gehaltsgruppen, Arbeitszeitregelungen, Urlaubstage, Kündigungsfristen und Zuschläge festgehalten werden. In Österreich liegt die Deckung mit Kollektivverträgen bei knapp 98 Prozent aller Arbeitnehmer*innen im privaten Sektor – in Deutschland und der Schweiz sind es jeweils nur etwa die Hälfte.
8 Interview mit Janine Lehner, August 2022.
9 Eckart, Christel, Ursula G. Jaerisch, Helgard Kramer 1979: *Frauenarbeit in Familie und Fabrik. Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen*, Frankfurt am Main/New York, 41.
10 Siehe bspw. Mayer, Stefanie, Iztok Šori, Birgit Sauer, Edma Ajanović 2018: „Mann, Frau, Volk. Familienidylle, Heteronormativität und Femotionalismus im europäischen rechten Populismus“, in: *Feministische Studien*, 36/2, 269–285.
11 Graff, Agnieszka, Elżbieta Korolczuk 2021: *Anti-Gender Politics in the Populist Moment*, London, 114–136.
12 Das auf Antonio Gramsci zurückgehende Konzept des Alltagsverständnisses wurde weder von ihm selbst eindeutig definiert noch in der Rezeption einheitlich verwendet (Opratko 2012, 44–47). Für den vorliegenden Text wird darunter ein Wissen verstanden, das aus verbreiteten Meinungen, moralischen Vorstellungen und Alltagserfahrungen besteht und als unmittelbare Reflexion der sozialen Realität erscheint (vgl. Sutter 2016, 55). Opratko, Benjamin 2012: *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*, Münster; Sutter, Ove 2016: “Alltagsverstand. Zu einem hegemonietheoretischen Verständnis alltäglicher Sichtweisen und Deutungen”, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, LXX/119, 41–70.
13 Die FPÖ proklamiert in ihrer Programmatik stets die Existenz von lediglich zwei Geschlechtern und negiert explizit alle Formen der Genderqueerness.
14 Opratko, Benjamin 2012: *Hegemonie. Politische Theorie nach Antonio Gramsci*, Münster, 46.

Impressum

Editorial

Valerie Keller, Matthias Liechti

Grafik

Vera Kaspar

Schrift

Favorit by Dinamo

Druck

Druckerei Hofer Bümpliz AG, Bern

Auflage

100 Stück

Autor*innen:

Ian Bruff, Laura Bäumer, Damien Cahill, Lisa Marie Münster

Übersetzungen

Stefanie Everke Buchanan, Philip Saunders

Cover

Marta Riniker-Radich, dear life, 2025

Credits

S. 2–35 Marta Riniker-Radich, Salami Tactics, 2025

Finanzierung

Abteilung Kultur Basel-Stadt, Ernst Göhner Stiftung,
Ernst und Olga Gubler-Hablützel Stiftung,
ISEK Universität Zürich, Dr. Georg und Josi Guggenheim Stiftung,
Hans und Renée Müller-Meylan Stiftung.



Kanton Basel-Stadt

Kultur

For

Teichgässlein 31

4058 Basel

Schweiz

www.for-space.ch

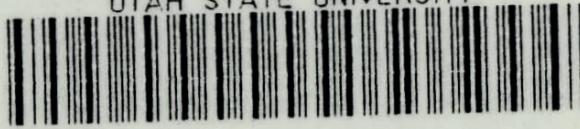
info@for-space.ch

IG: forspacech

Dennis, Arnett S.

Weather modification by
cloud seeding

UTAH STATE UNIVERSITY



3 9060 00212969 9

UTAH STATE UNIVERSITY
Merrill Library
DATE DUE

NO GRACE PERIOD

FEB 17 '88

FEB 5 '88

FEB 27 '90

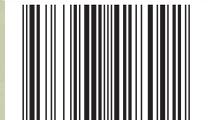
FEB 26 '90

9 '90

...
...

For

ISBN 978-3-907428-09-2



9 783907 428092